Mademoiselle la Ruine.

Von

X. von Montépin und E. Capendu.

Deutsch

von

Jos. A. Streitfeld.

Dritter Theil.

Pest und Wien, 1857.

Hartleben's Verlags-Expedition.

V.

Ein Macchiavelli im Frauenkleide mit Volans.

(Fortsetzung.)

»Sprechen Sie, was wissen Sie noch?«

»Nichts weiter als das, was existirt, und ist das nicht genug? — Nun, mein Freund, rufen Sie Ihre Erinnerungen zurück. Wen treffen Sie, seit der Graf von Santeuil nach Paris zurückgekehrt ist, bei Ihrer Gemalin an, wenn Sie unter Tags in Ihr Hôtel zurückkommen? . . . Ihn . . . nicht wahr?«

»Das ist wahr.«

»Täglich?«

»Ja.«

»Und wenn Frau von Lycenay ausgeht . . . wohin geht sie? Nicht wahr, zu der Frau von Nerval?«

»Ja!«

»Wen trifft sie wieder dort? . . . den Herrn von Santeuil?«

»Allerdings . . . allein ich erklärte mir diese Vertraulichkeit durch jene Jugendfreundschaft von Kindheit an.«

»Edgard! Herr von Santeuil ist nur um einige Jahre älter als Sie . . . Ihre Frau ist hübsch, ja sehr hübsch,

glauben Sie an den Platonismus der Freundschaft bei einem jungen Mann von dreiunddreißig Jahren gegenüber einer hübschen jungen Frau von dreiundzwanzig Jahren? Gehen Sie doch, an eine solche Jugendreinheit glauben wäre Wahnverblendung. Von Seite der Baronin von Lycenay kann diese Freundschaft wirklich rein seyn, ich glaube es — allein von Seite des Herrn von Santeuil! Ihre Freunde lachen Ihnen unter die Nase!«

»O!« rief Lycenay überzeugt, »diesen Mann werde ich tödten.«

»Ein Duell! wo denken Sie hin? Ein Duell versichert neun gegen zehnmal den Triumph eines Gecken und das Lächerliche eines Ehemannes.«

»Ich werde einen Vorwand finden.«

»Dieser Vorwand wird Niemanden etwas verbergen.«

»Ha doch, wollen Sie denn, daß ich einen solchen Schimpf ertrage, ohne daß ich mich zu rächen suche?«

»Die Rache, die einzige wenigstens, die Sie sich erlauben dürften, wäre: dem Herrn von Santeuil die Thür Ihres Hauses zu verschließen und Ihrer Gemalin zu verbieten, daß sie ihn empfange und mit ihm zusammenkomme. Dann gibt es noch eine andere Person, welche Sie entfernen müssen. Diese Person ist die Frau von Nerval, deren böses Beispiel und verderbliche Rathschläge wenigstens ein Viertel des Uebels herbeigeführt haben.«

»Aber Beweise! Beweise!« rief der Baron, der wieder zu zweifeln anfing. »Geben Sie mir Beweise.«

»Sie liegen in dem Benehmen des Herrn von Santeuil und der Frau von Nerval. Ich sage es Ihnen und Sie wissen es, daß kein einziger Tag vergeht, ohne daß Frau von

Lycenay ihren Besuch empfängt, oder ohne daß sie zu ihrer perfiden Freundin hingezogen wird. Bedenken Sie, mein Freund, daß sich die Welt mit Ihnen beschäftigt! Zaudern Sie und in wenigen Tagen wird es nicht mehr Zeit seyn! Wäre auch nichts vorgefallen, was Tadel verdiente, der Schein ist einmal da und mit ihm das Lächerliche.«

Nachdem Fernanda diesen letzten Dolchstoß versetzt hatte, wartete sie die Wirkung ihrer Worte ab.

Der Baron, blaß und aufgeregt, ließ in seiner verstörten Physiognomie die Spuren des Kampfes lesen, der in ihm vorging.

Er hatte sich anfangs geweigert, dem Ansinnen seiner Geliebten Glauben zu schenken, aber allmälig schlich sich der Zweifel in seinem Herzen ein.

Die erste Gemüthserregung war, wie man gesehen hat, der Unwille, die zweite der Zorn und die dritte die Ueberzeugung.

Wir führen indeß zu seinem Lobe an, daß er keinen Augenblick die Tugend Bertha's in Verdacht zog.

Er glaubte an die Liebe Santeuil's und auch an die Mitschuld der Frau von Nerval, doch hielt er seine Gemalin für zu sittenrein, um an ihr zweifeln zu können.

Er sagte sich's recht wohl, sein eigener Lebenswandel würde ihm sicher in den Augen ernster und strenger Leute als ein Unrecht ausgelegt, er verhehlte sich seine Fehler nicht, aber was er insbesondere sah, war die bedrohliche Gefahr, lächerlich zu werden.

Kaum waren einige Stunden vergangen, als sich seine Freunde in dem Hause, wo er sich noch befand, über ihn lustig machten.

Welche Spottgesichter würde man nicht im Clubb, auf den Boulevards, im Opernhause machen!

Es galt diesen ehrenrührigen Gerüchten um jeden Preis ein Ziel zu setzen.

Was aber thun? was sollte er thun?

Seiner Gemalin Vorwürfe machen? Konnte er das, ohne sich zermalmende Erwiderungen zuzuziehen?

Sich mit Santeuil schlagen? Das hieße dem Gerede, welches schon zu sehr herumlief, ein Siegel unbestreitbarer Wahrheit aufdrücken.

Sollte ihn aber eine reine und einfache Austreibung hinlänglich rächen?

Edgard war leidend. Er war es in der That, und seltsamer Weise dachte er nicht daran, diejenige anzuklagen, welche dadurch, daß sie seine Verirrungen veranlaßte, mächtig dazu beitrug, dieses traurige Resultat herbeizuführen.

Er zweifelte nicht einmal an der Wahrhaftigkeit der Worte Fernanda's, seit sie die Thatsachen genau zur Sprache gebracht hatte.

Endlich blieb er bei dem Entschlusse stehen, den er für den klügsten hielt:

Bertha zu verbieten, ihren Vetter und ihre Freundin wieder zu sehen und Beiden die Thüren seines Hôtels unerbittlich zuschließen zu lassen.

Dahin wollte ihn eben, wie man weiß, Fernanda bringen. Als er nun seiner unwürdigen Geliebten seinen festgestellten Entschluß bekannt machte, schleuderten ihre Augen einen Blitz des Triumphes.

Sie vergeudete ihre Liebkosungen und Tröstungen an

diesen Unglücklichen, den sie mit grausamer, ja höllischer Geschicklichkeit marterte.

Da sie sich gegen alle Vorfallenheiten schützen wollte, ging sie so weit, daß sie selbst an ihren eigenen Worten zu zweifeln schien und Edgard inständig bat, er möge, bevor er einen wichtigen Entschluß fasse, einen aufrichtigen Freund zu Rathe ziehen.

Sie citirte ihm unter anderen Namen den des Vicomte von Cerny, der sich gewiß nicht weigern werde, ihm einen guten Rathschlag zu ertheilen . . . .

. . . .

Mit Anbruch des Tages verließ der Baron von Lycenay die Straße Londres, um in sein Hôtel zurückzukehren.

Auf die Bewegung der Nacht war die Ruhe gefolgt.

In seinem Kopfe standen für die Zukunft zwei Entschlüsse fest: den ersteren in Bezug auf Maximus und Frau von Nerval kennen wir.

Der zweite war: sich nie zu trennen von einer so ergebenen und aufrichtigen Freundin, wie diejenige war, welche ihm so unumstößliche Beweise einer aufrichtigen Liebe und uneigennütziger Anhänglichkeit gegeben hatte.

Wie man sieht, hatte Fernanda ihre Nacht nicht verloren und die unglückselige Bertha, beraubt ihrer zwei einzigen Stützen, sollte nunmehr gänzlich isolirt und abhängig seyn von dem Vicomte von Cerny, gebornen Lénoir.

Mittlerweile hatte die arme Verlassene, deren Augenlider der Schlaf floh, an der Wiege ihres Töchterchens gewacht und den Himmel angefleht, ihr die Liebe Edgards wieder zurückzugeben.

Weine, Du arme Frau, und bete, Du armer Engel! Gott wolle Dich erhören und beschützen, denn sieh, die Dämonen nahen!

VI.

Erstes Resultat vom System des Dom Bazile.

Frau von Lycenay sah ihre Leiden und Kümmernisse mit jedem Tage sich vermehren.

Die unerwartete Ankunft von Maximus, die zarten Tröstungen, welche Aurelie an sie verschwendete, die Hoffnung, welche einen Augenblick lang in ihren Augen glänzte, als sie Edgard reumüthig nach Hause zurückkehren sah, vereinigten sich anfangs, um das Leid zu mildern, das ihr armes Herz so grausam bedrängte.

Aber Dank der Arglist und Verschmitztheit Fernanda's, welche alle schönen Plane der drei Alliirten vereitelt hatte, die Illusionen machten alsbald einer Wirklichkeit Platz, welche um so düsterer war, als sich der Baron mit jedem Tage mehr entfernte.

Da er seine ganzen Abende im Boudoir seiner Geliebten zubrachte, und da er in seinem Hôtel nur zu gewissen Stunden weilte, um seine Freunde und Lieferanten zu empfangen, so ließ er Bertha oft einen oder zwei Tage zubringen, ohne daß sie ihn sah.

Die arme Frau litt stillschweigend.

Ihre Gesundheit war angegriffen durch das Fieber, welches sie verzehrte, und durch die langen Wachen in ihren angstvollen Nächten.

Ihr Charakter selbst unterlag allmälig dem Einfluß ihrer im innern Organismus gestörten Natur.

Sie, die einst so sanft, so gutmüthig und geduldig war, empfand jetzt nervöse Erregungen, welche sich bei den geringsten Widerwärtigkeiten zeigten.

Sie wurde mürrisch und phantastisch.

Blaß, abgemagert, niedergeschlagen, weigerte sie sich halsstärrig gegen die Obsorge und Pflege, welche ihr Zustand der Erschöpfung erheischte.

Die gute Gertrude war trostlos und schmähte aus dem Grunde ihres Herzens den Mann, den sie mit Recht als die einzige Ursache der Leiden ansah, die über ihre junge Gebieterin kamen.

Herr von Santeuil und Frau von Nerval brachten in der That täglich viele Stunden im Hôtel zu und gaben sich Mühe, die Leiden der armen Frau zu mildern, indem sie dieselbe mit der theilnahmsvollsten Freundschaft trösteten und ihr sorgfältig alles das verbargen, was ihren Gram und Kummer vermehren konnte.

Allein Frau von Lycenay konnte sich über die grausame Wirklichkeit ihrer Lage nicht täuschen.

War denn nicht Herr von Cerny da, um sie ihr mit einem häßlichen Eifer zu enthüllen?

Dieser Mensch, welcher gar wohl fühlte, daß ihn Maximus schmählich fortjagen würde, wenn er sein Benehmen kennte, wußte Bertha zu überreden, daß es unerläßlich sey, das Geheimniß unverletzbar zu bewahren.

Er sprach zu ihr:

»Madame, Sie müssen die ganze Größe meiner Schuld begreifen, die ich aus ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit auf mich

lade. Ich bin der Freund Edgards, ich war der Gefährte seiner Vergnügungen und Thorheiten, und doch enthülle ich Ihnen seine geringsten Handlungen. Was ich thue, ist schlecht, ich kann es mir nicht verhehlen; wenn ich Sie aber leidend und trostlos sehe, so habe ich nicht die Kraft, Ihren Bitten zu widerstehen. Da Sie es verlangen, werde ich fortfahren, Sie stets von den traurigen Verirrungen Ihres Mannes in Kenntniß zu setzen; ich bitte nur, es Niemanden zu vertrauen, Niemanden in der Welt, was ich Ihnen kund gebe. Die gemessenen Gesetze der Gesellschaft würden mich mit ihrer wohlverdienten Strenge zu Boden drücken, und wenn ich in Folge des Uebermaßes der Freundschaft sträflich bin, so werden Sie gewiß nicht wollen, daß ich einer Strafe verfalle, die nur Sie mir zuziehen würden.«

Bertha hatte diesen lügenhaften Worten Glauben geschenkt und Geheimhaltung versprochen.

Sie verbarg selbst vor Maximus und Aurelie die häufigen Besuche des Viconite.

Bisweilen jedoch erweckte der Anblick ihres Kindes den Muth wieder, der sie schon zu verlassen drohte.

Die kleine Blanche küßte mit ihren zarten Lippen Bertha's Thränen weg, und die junge Mutter, glücklich bei ihrer Tochter, vergaß für einen Augenblick die Leiden der Gattin.

Dieser Schein von Ruhe und Heiterkeit streifte flüchtig hinein in den düstern, von Stürmen umlagerten Himmel.

Es war erschütternd anzusehen, was die arme junge Frau inmitten des glänzenden Reichthums und Luxus zu leiden hatte.

O wie gern und freudig hätte sie diesen Luxus hinge-

geben für eine ärmliche, bescheidene, aber einträchtige Wirthschaft!

Sie liebte trotz allem dem ihren Gemal mit einer unbegrenzten Zärtlichkeit.

Stark durch ihre Liebe hätte sie der Dürftigkeit getrotzt und selbst das Elend ohne Klage ertragen.

Verlassen empfand sie den Stachel des Grames noch schärfer mitten unter den Genüssen des Wohlstandes.

Sie fühlte in ihrem Herzen unbekannte Wallungen des Zornes aufsteigen. Sie nahm den Haß in sich auf, und alsbald auch das Gefühl der Rache.

Fernanda hatte gut prophezeit, als sie zu dem Vicomte von Cerny sagte: »Die günstige Stunde nähert sich!«

An dem Tage, welcher auf die Scene folgte, die wir im vorhergehenden Capitel geschildert haben, empfing Bertha den Besuch des Herrn von Santeuil.

Maximus wußte es, daß Edgard eben die letzten Trümmer seines eigenen Vermögens erschöpft hatte und er fürchtete, daß der Verschwender die Vollmacht und Erlaubniß erlangen möchte, auch die Güter der Frau von Lycenay anzugreifen.

Er wollte also seine Cousine gegen neue Unglücksfälle verwahren, die nicht gut zu machen waren und sagte zu ihr:

»Sie verstehen mich wohl, Bertha? Unterzeichnen Sie nichts! versprechen Sie nichts, ohne mich um Rath zu fragen! Sagen Sie mir das zu?«

»Was liegt mir an meinen Einkünften?« antwortete

die arme Frau unter Thränen; »er soll Alles nehmen, aber zu mir zurückkehren.«

»Ach, wenn er sein tolles Leben fortsetzt, so wird er sich von Ihnen mehr entfernen, als jemals.«

»Dann hab' ich mich um mein Vermögen nicht mehr zu kümmern. Ohne ihn hat das Geld keinen Werth für mich.«

»Denken Sie an Ihre Tochter! Soll sie Ihnen etwa eines Tages Vorwürfe darüber machen, daß Sie die Güter nicht bewahrt haben, welche ihr gehören? Wollen Sie sie unglücklich sehen?«

»Maximus!«

»Glauben Sie mir, Bertha! Thun Sie das, was ich Sie zu thun inständig bitte. Setzen Sie noch immer Vertrauen in mich, sagen Sie?«

»Gewiß. Sind Sie denn nicht mein Freund von Kindheit auf, mein Bruder?«

»Nun denn, werden Sie meinen Rathschlägen gemäß handeln?«

»Ich verspreche es Ihnen, Maximus.«

»Beschwören Sie es mir beim Andenken an Ihren Vater, bei dem künftigen Glücke Ihrer Tochter.«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Dank!« rief Maximus, während in seinem Blick eine lebhafte Freude glänzte.

In diesem Momente öffnete Gertrude die Thüre des kleinen Salons und sagte im Eintreten:

»Ich glaubte, der Herr Baron wird zu Madame kommen.«

»Mein Mann!« rief Bertha und trocknete ihre so sanften und schönen Augen. »Schnell, meine Gertrude, ziehe

Blanchette an, damit sie ihr Vater beim Empfange hübsch finde.«

»Darauf gibt er nicht Acht,« murmelte Gertrude, während sie das kleine Mädchen auf ihren Arm nahm und ein frisches Häubchen auf den reizend runden und lockigen Kopf derselben setzte. »Es ist ihm viel lieber, einem Haufen lockerer Dirnen nachzulaufen, O die Männer, welch' böses Geschlecht!« fuhr sie fort, indem sie das Gemach verließ, an dessen Schwelle eben der Baron von Lycenay erschien.

Edgard wußte, daß Maximus bei seiner Gemalin sey.

Er hatte mit lebhafter Ungeduld auf die Gelegenheit gewartet, den in der vorhergegangenen Nacht gefaßten Entschluß auszuführen.

Stets unter der Wucht seines eifersüchtigen Verdachtes trat er ein mit festem Schritte, mit funkelndem Auge, mit stolzer Miene.

Auf den kalten Gruß von Santeuil antwortete er mit einem Kopfnicken, das kaum mehr artig zu nennen war.

Dann wandte er sich zu Bertha und sagte in einem ironischen, zornmüthigen und fast beleidigenden Tone:

»Meine liebe Freundin, ich bedaure sehr, daß ich Sie in Ihrer Unterredung störe; künftig aber werde ich Sie um eine förmliche Audienz bitten lassen, indem dies das einzige Mittel ist, Sie ohne Zeugen zu sprechen.«

Bei dieser brutalen und unerwarteten Eröffnung blieb Bertha unbeweglich und stumm, denn sie begriff ihn nicht, oder suchte vielmehr ihn nicht zu begreifen.

Santeuil trat mit äußerster Lebhaftigkeit einen Schritt vorwärts, stellte sich vor den Baron hin und fragte:

»Was sagen Sie da, Herr von Lycenay? Ich habe

wahrscheinlich falsch verstanden, allein mir scheint, Sie wünschten mit meiner Cousine allein zu seyn?«

»Ich bin entzückt über Ihren Scharfsinn, der mich der Mühe überhebt, mich deutlicher zu erklären, Herr Graf,« erwiederte Edgard.

Auf diese neue Beleidigung ließ der Zorn das Blut in das Gesicht von Maximus steigen.

Seine Augen schleuderten einen düstern Blitz, seine Wangen und seine Stirne wurden purpurroth und dann wieder in Folge einer plötzlichen Reaction entsetzlich blaß.

Es gährte offenbar eine noch zurückgehaltene Wuth in der Brust des jungen Mannes und war bereit auszubrechen.

Bertha schwebte in Angst.

»Maximus,« rief sie, sich ihm entgegenwerfend, »im Namen meiner Mutter!«

»Fürchten Sie nichts, meine liebe Bertha,« antwortete der Graf, indem er sich faßte. Dann wandte er sich zu Lycenay und fügte mit äußerster Kälte hinzu: »Herr Baron, unter Leuten von Ehrgefühl gibt es Dinge, welche man auf eine für Alle verständliche Weise ausdrückt, aber mit Brutalität für Niemanden. Diese Rücksichten, welche ehemals das Verdienst der guten Gesellschaft ausmachten, schwanden leider mit jedem Tage: man muß sich also klug erweisen, indem man sich nachsichtig zeigt.«

»Herr von Santeuil,« entgegnete Lycenay lebhaft, »wenn ich bisweilen den Wunsch habe, mit meiner Gemalin ohne lästige Zeugen zu sprechen und dies ein Recht ist, von dem ich keinen Mißbrauch mache, weil es das erste Mal ist, daß ich ihre Besuche störe, so werde ich bitten, sich zu erinnern, daß ich mit Lectionen wenig sympathisire.«

»Das glaube ich, mein Herr,« versetzte Maximus mit Stolz, »denn man schätzt die Lectionen erst, wenn man nichts mehr zu lernen hat.«

»Mein Herr!«

»Edgard, Maximus! wollet Ihr mich denn zu euern Füßen sterben sehen?« rief Bertha halb außer sich vor Schmerz und Schrecken. »Edgard, was bedeuten Ihre Worte?«

»Sie bedeuten, Madame, daß ich hier als Herr in diesem Hôtel den zu empfangen wünsche, der mir zusagt, dem aber die Thüren zu verschließen, der mir nicht behagt.«

»Mein Gott, haben Sie doch Mitleid mit mir!« stammelte die arme Frau und sank halb ohnmächtig neben der Wiege ihres Kindes nieder.

Maximus blieb kalt und ertrug mit einem festen, ruhigen Blicke die matten Funken, die aus Edgards Augen sprühten. Dann schritt er abermals vor, streckte die Hand über Bertha's Kopf aus und sprach mit ernster Stimme:

»Herr von Lycenay, an dem Sterbebette der Frau von Senneville, meiner Tante und Mutter Ihrer Gattin, habe ich auf den Knien und die Hand auf dem Crucifix einen heiligen Schwur gethan! Ich habe dieser edlen Sterbenden geschworen, so über das Glück ihrer Tochter zu wachen, wie sie, die fromme Frau, über das Glück meiner Jugend gewacht hat. Ich zählte damals dreizehn Jahre, Bertha kaum drei, und diese Scene ist mir noch lebhaft im Herzen, als ob sie eben erst stattgefunden hätte. Bei jedem Worte meines langsam ausgesprochenen Schwures glaube ich noch die Thränen aus den Augen der armen Sterbenden hervorquellen zu sehen. Als ich dann selber schluchzend endete, erloschen ihre An-

gen mit einem erhabenen Ausdrucke heiligen Vertrauens. Die Geberde, welche sie dann machte, als sie meine Hand in die ihres Gatten legte, schien uns zu sagen: »Erst werde ich vom Vater, dann vom Bruder Rechenschaft dort oben verlangen über das Glück meines Kindes.« — Nun denn, mein Herr, ich mache Sie aufmerksam, diesem Schwur werde ich treu bleiben trotz all der Hindernisse, welche mir aufstoßen mögen.«

»Aber hat nicht eine Frau noch vor ihrem Bruder, ja selbst vor ihrem Vater ihren Mann zum natürlichen Beschützer?« antwortete Lycenay, unwillkürlich beherrscht von dem so reinen und aufrichtigen Tone von Maximus.

»Ja, wenn der Mann würdig seine Pflichten erfüllt. Nun denn, Herr von Lycenay, ich appellire an Ihr Gewissen: erfüllen Sie Ihre Pflichten? — Ist Bertha glücklich?«

»Mein Herr,« rief Edgard, dem aufs Neue der Zorn diesem so wohlverdienten Vorwurf gegenüber aufwallte.

»Nein, Bertha ist nicht glücklich!« fuhr Santeuil fort. »Ihre Thränen, ihre Leiden, ihre Blässe geben Zeugniß von dieser Wahrheit.«

»Maximus, er wird zu mir zurückkehren, wird mich wieder glücklich machen!« rief Bertha sich neu belebend. — »Edgard, ich bitte Sie, mein Freund, stoßen Sie sich nicht an seinen Worten; verzeihen Sie ihm.«

»Madame,« sagte Lycenay, seine Gattin am Arme fassend, »ich verbiete Ihnen, hören Sie, ich verbiete Ihnen, ich, Ihr Gemal, diesen Mann zu empfangen und jemals wieder mit ihm zusammen zu kommen.«

»Ich erkenne Sie nicht für berechtigt, mir einen solchen Befehl zu geben!« erwiederte die junge Frau, bei welcher der Unwille in gerechten Zorn überging. — »Sprechen Sie,

mein Herr, erklären Sie sich! Warum wollen Sie mich gewaltsam von meinem Bruder trennen?«

»Bin ich denn hier nicht mehr der Herr?« rief Edgard mit Heftigkeit.

»Nein!«

»Und seit wann?«

»Seit Sie Ihr Haus und Ihr Leben zu einer Geliebten übertragen haben!«

»Madame!« rief Lycenay zurückschaudernd vor der Antwort seiner Gemalin. »Madame, geben Sie Acht!«

Man hätte nie in dieser so sanften, so hingebenden Seele diese lebhafte Energie vermuthet, die sich da auf einmal glänzend kundgab.

»O!« begann die junge Frau wieder, »geben Sie selber Acht! — Ich habe bis jetzt Alles stillschweigend ertragen! Ich suchte bei meiner Tochter Trost für die Leiden, durch welche Sie mein Herz zermalmten; aber endlich erlahmt die Resignation!«

»Bertha, ich wende mich nicht an Sie!« antwortete Lycenay aufgeregt.

»Nein,« versetzte Maximus kalt, »nicht wahr, Sie wollen es mit mir zu thun haben? — Nun denn, ich will Ihnen antworten! Sie haben mir erst ohne Ursache auf rohe Weise den schrecklichsten Schimpf angethan, den nur ein Mensch einem seines Gleichen ins Gesicht schleudern kann! Sie versperren mir Ihre Thüren. Wenn ich mich zu sehr achte, mein Herr, um mir hier ähnliche Unbilden zu erlauben, so achte ich auch Sie hoch genug, um zu glauben, daß ich Ihre Entschuldigung in meiner Wohnung erwarten muß!«

»Maximus, gehen Sie so nicht fort!« rief Bertha und gab sich Mühe, ihren Vetter zurückzuhalten.

»Ich muß es, liebe Schwester, doch seyen Sie ohne Furcht. Nahe oder fern werde ich über Sie wachen.«

Maximus verbeugte sich kalt und ging fort, während Bertha gebrochenen Herzens in einen Lehnstuhl sank, und Edgard unbeweglich mitten im Saale stehen blieb.

VII.

Eine Scene im Innern.

Kaum war indeß die Thüre wieder geschlossen, als die junge Frau ihre Energie neu aufleben fühlte.

Das ungerechte und brutale Betragen ihres Mannes verletzte sie im Tiefsten ihrer zartsinnigen Seele.

Sie beugte ihren Kopf, als sie verlassen war, sie erhob ihn aber stolz dem Schimpfe gegenüber und fühlte sich beleidigt durch die Art und Weise, mit welcher Maximus von Edgard aus dem Hause gejagt wurde.

»Mein Herr,« sagte sie mit Stolz und die Thränen zurückhaltend, welche ihre großen Augen umhüllten, »mein Herr, mit welchem Rechte berauben Sie mich der Freundschaft eines Mannes, den ich achte und liebe?«

»Sie lieben ihn?« rief Lycenay. »Was! Sie wagen es zu gestehen!!«

»Herr von Lycenay,« fiel die junge Frau mit Verachtung ein, »in der Gesellschaft, welche Sie jetzt besuchen, haben Sie sich des Respectes entwöhnt, den man einer ehrba-

ren Frau schuldig ist! — Ja, ich wiederhole es: ich liebe Maximus! er ist für mich ein Freund, ein Bruder, und er hat seinen Theil an meinen Gebeten, wie Sie den Ihrigen haben. — Maximus ist das edelste Herz, das ich kenne, und ich erröthe für Sie über Ihr Benehmen gegen mich.«

»Sie vergessen nur zu sehr, daß ich Ihr Gemal bin, Madame.«

»Ach! Sie selbst vergessen es nur zu lange schon.«

»Wenigstens nicht in diesem Augenblicke. — Daß Sie den Herrn von Santeuil mit jugendlicher Freundschaft lieben, das glaube ich; allein er, Madame, er! — Sind Sie versichert, daß seine Gefühle nicht die Grenzen einer brüderlichen Zuneigung überschreiten?«

»Mein Gott!« rief Bertha, von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, »sind Sie eifersüchtig? O, dieser Gedanke kommt mir in meiner Verzweiflung unendlich zu Statten! — Du bist auf Maximus eifersüchtig? — nicht wahr, Edgard?« fuhr sie mitten unter Thränen lächelnd fort und schlang ihre schönen weißen Arme um den Nacken ihres Mannes. »Du liebst mich also noch? — und ich glaubte, daß mir dein Herz nicht mehr gehörte! — Eifersüchtig! O welch ein Glück! — Aber Du kennst den nicht, den Du beschuldigst — Maximus ist ein Bruder für uns — er ist das für Dich eben so gut, wie für mich! — Er liebt uns so warm! Eifersüchtig, mein Edgard! eifersüchtig auf deine Bertha, die keinen andern Gedanken in der Welt hat, als den an deine Liebe! — Du bist leidend, ich weiß es ja, daß der Zweifel die Seele beängstigt, die ihn nährt! — Auch ich bin eifersüchtig, o! sehr eifersüchtig! — Wenn Du willst, so verlassen wir Paris und kehren zurück nach Touraine und

dort werden wir mit unserm Kinde ruhig und glücklich leben! — Nicht wahr, wir reisen dahin? nicht wahr, Du willigst ein?«

»Bertha!« antwortete Edgard mit Zwang, denn es quälte ihn der aufrichtige Ausdruck dieser Liebe, deren er, wie er gut wußte, nicht würdig war, »Bertha, wo denken Sie hin! wir müssen hier verbleiben in Gesellschaft . . .«.

»In Gesellschaft? beschäftigt sich denn die gesellschaftliche Welt mit uns?« murmelte sie mit Verachtung. »Ich hasse, ich verabscheue die Welt! Ich will allein leben bei Dir und bei meinem Kinde! Gehen wir! Du wirst mich ganz glücklich machen, siehst Du! Und wenn Dir die Gegenwart von Maximus mißfällt, so will ich ihm alles sagen. Du kennst sein Herz; er wird darauf Verzicht leisten, uns zu sehen; er wird uns ohne Bedauern entsagen, da er weiß, es geschehe für mein Glück.«

»Thun Sie das nicht, Bertha; das hieße den Herrn von Santeuil berechtigen, Dinge zu vermuthen, die meinem Gedanken fern liegen. Eifersüchtig! nein, ich bin es nicht. Ich achte Sie zu hoch. Mein Verdacht kann Sie nicht treffen . . .«

»Wenn es nicht Ihretwegen ist, so sey es meinetwegen! Aber verlassen wir Paris! Ich bitte, haben Sie Mitleid mit meinem Leiden. Edgard, gehen wir! . . .«

»Aber, meine liebe Freundin, wir geben uns den Schein von zwei Turteltauben, die zusammen wegfliegen! Das wäre erst höchst lächerlich.«

»Ist denn die Liebe lächerlich in Ihren Augen? sagen Sie, Edgard!«

»Sehen Sie meine liebe Bertha,« entgegnete der Baron, der sich den Argumenten einer unwiderlegbaren Logik entziehen und dieser ehelichen Scene ein Ziel setzen wollte, denn er dachte, daß ihn Fernanda mit Ungeduld erwarte, »erweiset sich denn die Liebe blos durch diese kleinliche Galanterie, durch dieses permanente tête-à-tête, durch diese bedeutungslosen und süßlichen Reden, in denen die romanhaften Mädchen schwärmen? Nein, diese Schwachheiten taugen nichts . . .«

»Sie sind nur gut für eine Geliebte, an die man sie verschwendet, nicht wahr?« unterbrach ihn Bertha mit Bitterkeit. »Wenn man aber seine Frau zu lieben scheint, wenn man ihr seine Zärtlichkeit beweiset, wenn man sich in ihre Launen fügt, ja sogar in ihre Capricen, so ist das für einen vernünftigen Mann nichts als lächerlich.«

»O, Sie übertreiben die Sache! Hören Sie mich an, Bertha, ich habe eine Bitte an Sie.«

»Bevor ich Sie anhöre, Edgard, wünsche ich, daß Sie all das Unrecht Ihres Benehmens gegen Maximus einsehen mögen. Sie sind jetzt ruhig und . . .«

»Verharren Sie nicht bei diesem Gegenstande,« erwiederte Edgard mit Kälte. »Was ich gethan habe, das mußte ich thun. Selbst wenn der Herr von Santeuil nur eine brüderliche Neigung zu Ihnen empfände, wie Sie sagen, könnten Sie seine häufigen Besuche compromittiren. Die Welt würde in dieser Vertraulichkeit nur eine sträfliche Verbindung erblicken, seyen Sie davon überzeugt, und ich bin es mir selber schuldig, den Verdacht fern zu halten, der Ihre Ehre und meinen Namen beflecken könnte.«

»Ihren Namen!« erwiederte Bertha mit einer fast

feierlichen Langsamkeit; »ich trage ihn würdig und ich wünsche für unser Kind, Sie möchten ihm denselben so rein hinterlassen, wie ich es zu thun wissen werde.«

»Bertha, ich erkenne Sie nicht mehr! Sie, so sanft . . .«

»O! es ist wie ich Ihnen schon gesagt habe: jede Resignation hat ihren Zielpunkt, ihr Ende! — Edgard! ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie noch mit der ganzen Kraft meiner Seele, und es hängt nur von Ihnen ab, die süßen Freuden in unser Haus zurückzurufen, die es einst so glücklich und friedlich gemacht haben! Seit fast zwei Jahren schufen Sie mir grausame Leiden, und doch habe ich Ihrem Betragen nichts als sanfte Nachsicht, Ihrer kalten Gleichgiltigkeit meine unbegrenzte Zärtlichkeit entgegengesetzt! Meine Thränen, meine Bitten, meine Martern, nichts hat Sie gerührt, nichts zu mir zurückgebracht. Heute erkläre ich Ihnen: noch ist es Zeit! aber beeilen Sie sich! Seyen Sie auf der Hut, denn an dem Tage, wo Sie für immer die Liebe aus meinem Herzen vertreiben, wird nichts mehr zurückbleiben, als die Verachtung . . .«

»Madame,« entgegnete Lycenay, »ich sehe, daß die guten Gesinnungen, welche die Freundschaft des Herrn von Santeuil in Ihre Seele gesäet hat, jetzt ihre Früchte tragen. Erlauben Sie also, daß ich auf dem Wege verharre, den ich eingeschlagen habe zur Wahrung meiner Ehre, erlauben Sie mir, daß ich mein Werk ganz vollbringe, denn indem ich den Herrn vou Santeuil aus dem Hause jagte, that ich nur die Hälfte meiner Pflicht . . .«

»Und was bleibt Ihnen noch zu thun übrig?« fragte Bertha mit einem instinctartigen Erschrecken.

»Eine gefährliche Freundin aus diesem Hause zu entfernen . . .«

»Von wem wollen Sie sprechen? Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich will von der Frau von Nerval sprechen.«

»Von der Frau von Nerval!« stammelte Bertha und wankte unter diesem neuen Schlage.

»Ich verbiete Ihnen, sie künftig zu empfangen! Ich untersage Ihnen jeden Besuch bei ihr. Uebrigens will ich dem zu Folge meine Befehle ertheilen.«

»O, mein Herr! Sie sind ja verrückt, mein Herr!« murmelte schwach die junge Frau erdrückt von diesen schmerzvollen Gemüthsbewegungen, welche einander folgten, um ihre Seele zu zermalmen, die der Gram schon gebrochen hatte.

»Ich bin klug, Madame, indem ich so handle. Sie werden das später einsehen.«

»Was, Aurelie nicht mehr sehen! mein Gott, ich soll sie nicht mehr sehen!«

»Und warum denn nicht?« fragte eine frische und heitere Stimme, die von der Thürschwelle ausging.

»Aurelie!« rief Bertha und stürzte in die Arme der Besucherin. »O meine Freundin! meine einzige und theure Freundin!«

»Frau von Nerval!« murmelte Lycenay, den die plötzliche Ankunft der hübschen Witwe sichtlich ärgerte.

»Ah, Herr von Lycenay!« sagte Aurelie, während sie Bertha umarmte, »durch welch glücklichen Zufall treffe ich Sie heute bei Ihrer Frau an? Aber was hatten Sie denn

Beide, daß Sie meinen Namen mit so viel Wärme aussprachen?«

»Ach, meine liebe Aurelie! meine theure Aurelie! wenn Sie wüßten, was ich leide!« antwortete die Frau von Lycenay in Schluchzen ausbrechend.

»Was haben Sie denn wieder? mein Gott!«

»Was ich habe? Mein Gemal verjagte so eben Maximus von hier und verbietet mir, Sie zu empfangen.«

Die Frau von Nerval machte große, verwunderte Augen und schien eben so wenig zu verstehen, als ob ihre Freundin in der unbekannten Sprache von Singapur oder Persepolis zu ihr geredet hätte.

»O!« wiederholte Bertha, »lieben Sie mich immer, lieben Sie mich noch mehr, denn ich bin sehr unglücklich!!«

VIII.

Eine Scene zu Dreien.

Die Stellung von Lycenay wurde immer mißlicher.

Santeuil gegenüber war er stark durch seinen Zorn und sein Gewissen erlaubte es ihm, einen Mann, der sich vertheidigen konnte, ins Gesicht zu beleidigen.

Jetzt wollte er es mit einer Frau zu thun haben, das heißt, mit einem jener schwachen Wesen, welche der Mann immerhin und unter allen Umständen respectiren soll.

Edgard hatte Muth, er war gut erzogen, ein Edelmann, er konnte sich seine schiefe Stellung nicht verhehlen.

Er war indeß in die Nothwendigkeit versetzt, auf die

Interpellationen Aureliens zu antworten; allein wie alle unentschlossenen Charaktere, welche einen gewaltsamen Entschluß gefaßt haben, blieb er starr bei seinen Gedanken stehen und wurde um so unbeugsamer, je seltener seine Festigkeit war.

Er erwartete demnach die bevorstehende Aufforderung der Erklärung mit der festgestellten Entschlossenheit, darauf wohl artig, jedoch auf eine klare und bestimmte Weise zu antworten.

Die Frau von Nerval errieth es ihrerseits ohne Mühe, daß zwischen den beiden Gatten ein ernstlicher Auftritt stattgefunden hatte, ein Auftritt, bei dem sie eine Rolle mitspielen mußte; allein sie war nicht die Frau, welche eine Partie aufgab, zumal wenn sie fühlte, daß das gute Recht auf ihrer Seite war.

Sie ging also dem Herrn von Lycenay entgegen und sagte zu ihm mit einer bewegten, jedoch festen Stimme:

»Herr Baron, wollen Sie doch so gütig seyn, und mir die Worte Bertha's erklären, die mir etwas dunkel zu seyn schienen . . .«

»Madame!« stammelte Edgard durch diese Anrede verwirrt. »Madame . . .«

»Was soll ich von dem halten, was ich eben hörte, mein Herr?«

»Aber, Madame, in Wahrheit . . . .«

»O! sprechen Sie klar, ich bitte Sie. Ihr Zaudern ist schon eine Insolenz und ich halte Sie noch nicht für so tief herabgekommen, daß Sie sich einer Frau gegenüber ganz und gar nicht mehr zu benehmen wüßten.«

»Nun denn, Madame,« sagte der Baron mit Anstrengung, »ich werde Ihnen alles sagen.«

»Ich werde Ihnen dafür unendlich verbunden seyn.«

»Sie wußten es, Madame, ja Sie wußten es, daß der Herr von Santeuil in seinem ungesetzlichen Benehmen Bertha über die Grenzlinie ihrer Pflichten herauszuziehen versucht hat.«

»Es ist nicht so!« rief Bertha, »es ist nicht so!«

»Lassen Sie doch Ihren Gemal vollenden, meine Liebe!« versetzte Aurelie mit einer scherzhaften Stimme; »sehen Sie denn nicht, daß er seine Lection vortrefflich hersagt?«

»Was wollen Sie damit sagen, Madame?« fragte Edgard lebhaft, »von welcher Lection beliebt es Ihnen zu sprechen?«

»Von jener, welche man Ihnen in der Straße Londres eingelernt hat, Herr Baron, von jener, die Ihnen eine Ihrer lustigen Freundinnen selbst mundgerecht machte und Sie aufsagen ließ . . .«

»Madame!«

»Bah! das werden Sie nicht zu läugnen wagen, Herr von Lycenay.«

»O! ich sehe, daß Sie viel Geist haben, Madame, höhnischen und bösartigen Geist.«

»Sie sind sehr gütig, mein Herr, in Wahrheit nur zu gütig!«

»Ich rede aber im Ernste mit Ihnen und werde Ihnen für Ihre Sarcasmen sehr verbunden seyn.«

»Wohlan! Sie sagten also — ich habe es wenigstens zu verstehen geglaubt — daß der Herr von Santeuil in seine Cousine verliebt wäre?«

»Ja, Madame, das sagte ich.«

»O mein Gott!« rief Bertha, der Aurelie den Mund verschloß, indem sie ihr einen Finger auf die blassen Lippen legte.

»Sie sind dessen ganz versichert, was Sie da vorbringen?«

»Vollkommen!«

»Ha doch, wo haben Sie denn diese schöne, triumphirende Wahrheit entdeckt? Hat sie Ihnen vielleicht eine Kartenaufschlägerin bei einem ausgehaltenen Mädchen geoffenbaret? Wetter! das ist richtig! Wahrsagerinnen und Lustdirnen gesellen sich gerne zusammen.«

»Frau von Nerval!«

»Mein Gott! mein lieber Baron! sollte ich mich etwa irren, wenn ich sage, daß Sie bisweilen diese saubere Gesellschaft besuchen?«

»Noch einmal, Madame, ich spreche im Ernste.«

»O, Sie thun wohl daran, dies zu bekräftigen, denn wenn man Sie hört, würde man kaum daran zweifeln.«

»Wollen Sie denn, Madame, daß ich Ihnen den Platz abtrete?«

»Meiner Treue, Sie thäten wohl daran, denn für das was Sie hier gethan, wäre es eben so viel und sogar besser, daß Sie nie den Fuß hieher setzten!«

»Madame. Sie vergessen . . .«

»Was denn? ich bitte Sie, Herr Baron!«

»Auf das, was Bertha sagte, als Sie eintraten,« entgegnete in brutalem Tone Lycenay, den die ironischen Antworten Aureliens erbittert hatten.

Die Frau von Nerval erblaßte leicht, und während sie Bertha noch zurückhielt welche sprechen wolle, sagte sie mit einer verächtlichen Kälte:

»Ich wußte es, Herr von Lycenay, ich wußte es schon seit langer Zeit, daß Sie sich mit aller Wohlanständigkeit und allen Convenienzen unserer Welt gut abgefunden haben, um Ihren Namen in eine unwürdige Gesellschaft zu zerren und das Vermögen Ihres Kindes mit elenden Creaturen zu vergeuden; ich hielt Sie aber nicht für so tiefgefallen, das muß ich gestehen, um mit einer Frau Ihres Standes so roh zu verfahren! Ihr früheres Benehmen war das eines armen Verrückten, um aber Ihre heutige Aufführung zu bezeichnen, müßte ich einen Ausdruck anwenden, der mich anwidert, den Sie aber errathen haben, wie ich aus der Röthe Ihrer Stirne ersehe!«

»Madame!«

»Genug, mein Herr! Keine neue Beleidigung, das hieße nur Koth aufwühlen, der Ihnen ins Gesicht spritzen würde. Wollen Sie klar seyn? Was bedeutet Ihr Benehmen? Was wollen Sie von mir? Was haben Sie mir vorzuwerfen?«

»Mein Benehmen bedeutet, daß Herr von Santeuil in meine Frau verliebt war, daß er gegen meine Ehre conspirirte und daß Sie ihm, Frau von Nerval, die Hände darboten! Ist das bestimmt und klar?«

»Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie im Augenblick fort,« rief die Frau von Lycenay im äußersten Unwillen. »In diesem Salon bin ich Herrin, ich verbiete Ihnen, den Fuß hierher zu setzen!«

»Lassen Sie das, meine liebe Bertha! ereifern Sie sich

nicht so sehr,« antwortete Aurelie kalt und beschwichtigte ihre Freundin mit einer Geberde. »Sie wissen es recht gut, mein armes Kind, daß man sich nur über Dinge und Leute ärgern soll, wo es der Mühe werth ist. Nun denn, hier gilt von zwei Dingen das Eine: entweder ist Ihr Gemal nicht recht bei Sinnen und da muß man sich beeilen, ihn gesund zu machen, da der Fall ernst ist; oder er ist vollkommen im Gebrauche seines Verstandes, was wieder auf eine andere Weise ein Unglück wäre, denn in diesem Falle wäre er so tief gesunken, daß seine schmählichen Beleidigungen weder das Eine noch das Andere berühren könnten und höchstens unsere Verachtung verdienten!«

»Ich werde Ihnen nicht mehr antworten, Madame. Ich habe gesagt, was ich sagen mußte,« versetzte Lycenay und verneigte sich. »Es bleibt mir nur noch übrig, mich zu entfernen . . .«

»Noch nicht,« erwiederte Aurelie, »denn ich habe meinerseits noch mit Ihnen zu sprechen, Herr von Lycenay! Sie stehen unter einem unedlen und feindlichen Einflusse, mein Herr, Sie werden von einer geschickten und perfiden Hand auf einem schändlichen Wege geführt. Geben Sie Acht, mein Herr, der Pfad, den Sie wandeln, wird Sie geradewegs zum Bann der Gesellschaft und zum Moraste führen, in den Sie stürzen werden und der seine Opfer im Schlamm erstickt. Sie foltern mit Lust das Herz eines Engels, den Gott an Ihre Seite gesetzt hat. Sie tragen ganz und gar keine Sorge für die Zukunft Ihres Kindes; Sie sind ein schlechter Gatte, ein schlechter Vater, und wenn Sie so fortfahren, wird man bald statt eines Edelmannes, der Sie waren, einen erbärmlichen Feigling sehen. O grinsen Sie nicht so, vor Ihrem drohen-

den Zorne werden sich meine Blicke nicht zu Boden senken! Jetzt entferne ich mich. Ich werde nicht eine Minute mehr in diesem Hause bleiben, das werden Sie ohne Mühe glauben, nicht wahr, Herr Baron? . . . Nur,« fuhr sie gegen Bertha gewendet fort, »nur erinnern Sie sich, mein vielgeliebtes Kind, daß Ihnen mein Haus immerhin offen seyn wird. Ach, ich fürchte sehr, es werde in einigen Monaten vielleicht noch früher Ihre einzige Zuflucht werden!«

»Aurelie!« stammelte Frau von Lycenay, »Aurelie!« sagte sie mit ersterbender Stimme, »verlassen Sie mich nicht!«

Die arme Märtyrin konnte nicht mehr sprechen.

Auf einmal befiel sie ein schreckenerregender Nervenzufall.

Ihre Zähne klapperten an einander . . . ihre Lippen zogen sich zusammen, ihre Augen erweiterten sich, wie die eines Todten, ihre Glieder krümmten sich krampfhaft und sie sank auf den Teppich nieder.

Aurelie zog rasch die Glocke und ließ von Gertrude unterstützt ihrer Freundin die erste Sorge und Pflege angedeihen; als sie hierauf die pflichtgetreue Kammerfrau aufgefordert hatte, den Arzt holen zu lassen, umarmte sie die kleine Blanche, küßte die ohnmächtige Bertha auf die Stirne, trat mit Kälte vor den unbeweglichen Edgard hin, blickte ihm fest ins Gesicht und sagte zu ihm:

»Ich glaube, Gott vergebe mir, daß Sie daran denken, Witwer zu werden. Jetzt, wo Sie ruinirt sind, will man in der Straße Londres ohne Zweifel Ihren Namen! Vortrefflich, Herr Baron, morden Sie nur zuerst und dann heirathen Sie. Die Braut ist Ihrer würdig!«

Und sie ging fort, während sie Lycenay durch diese letzteren Worte niedergeschmettert zurückließ.

Der Baron gab Befehl, daß man seiner Gemalin allen erforderlichen Beistand leiste.

Hierauf ging er, mit sich zerfallen und vagen Gewissensbissen preisgegeben, eilig fort, sprang in sein Cabriolet, das ihn seit einer Stunde angespannt erwartete, und fuhr rasch nach dem Platze de la Concorde, um sich dann durch die Straße Royale und über den Platz de la Madelaine nach dem Hôtel seiner Geliebten zu wenden.

Als er in den Hof fuhr, bemerkte er auf der Vortreppe einen Bedienten in einem prunkenden Anzug von Seide, Sammt und Stickerei.

Das war ganz das Costume der Heiduken aus dem achtzehnten Jahrhundert. Als dieser Mann den Baron bemerkte, eilte er ihm entgegen und bot ihm hilfreich seine Schulter beim Aussteigen aus dem Wagen, sodann ging er raschen Schrittes voraus bis zum Boudoir, öffnete hier die Thür und meldete mit einer tief aus der Kehle tönenden Stimme:

»Der Herr Baron von Lycenay!«

»Wer zum Teufel ist denn dieser originelle Kerl?« fragte Edgard.

»Es ist ein Perser, ein Bedienter, den der Gesandte nach Paris mitgebracht hat, und der, weil er in Frankreich bleiben wollte, hier einen Platz suchte,« gab Fernanda zur Antwort. »Meine Nähterin, welche ihn durch ihren Gatten kennen lernte, hat ihn an mich adressirt und ich habe ihn aufgenommen. Er ist seit einer Stunde in meinem Dienste.

. . . Man behauptet, er sey ein kostbarer Bursche. Nu, wir werden sehen.«

Der Perser verbeugte sich auf orientalische Weise und ging fort auf einen Wink seines neuen Gebieters.

Kaum hatte er das Boudoir verlassen, so wandte er sich mit den Schritten eines Wolfes gegen das Cabinet der Toilette, welches von jenem durch eine einfache Wand getrennt war, und gab einer Frau, welche darin arbeitete, ein Zeichen.

Die Frau näherte sich.

»Da sind deine fünf Louisd'or,« sagte er ganz gut französisch, »gehe!«

»Schließen Sie sich gut ein,« antwortete die Arbeiterin, steckte das Geld in die Tasche und entfernte sich sachte.

Der Heiduk schob hinter ihr den Riegel vor; dann nahm er ein Lilienbüschel von vergoldetem Bronze, das einen Armleuchter bildete, befestigte ihn mitten an eine Wandtapete, und hielt erst sein Auge, dann auch sein Ohr an ein kleines Loch, das vor dem Verschlage angebracht war.

»Man hört, als ob man bei ihnen wäre,« murmelte er.

Etwa zwei Stunden, nachdem Lycenay sein Hôtel in der Straße Varennes verlassen hatte, und in dem Momente, als Bertha wieder zu sich kam, brachte man ihr die Karte des Vicomte von Cerny, der um die Ehre bat, von ihr empfangen zu werden.

»Ja, ja, er trete ein,« antwortete die junge Frau lebhaft, »er ist der einzige Freund, der mir noch übrig bleibt.«

IX.

Der Pavillon de la Porte=Jaune.

Seit dem Momente, wo der Vicomte von Pont=Aven, das Herz ganz in Flammen, den kleinen Pavillon von Porte=Jaune verlassen hatte, war keine Stunde vergangen, ohne daß sich nicht in seinem Geiste die Erinnerung an den reizenden blauen Domino erneuert hätte.

Olivier war verliebt, er war wirklich verliebt; darüber freute sich Meister Margat ungemein, denn er war über nichts so sehr entzückt, als wenn er das Antlitz seines Lieutenants vor Glückseligkeit strahlen sah, und der junge Seemann, der Hoffnungen voll, konnte seine Trunkenheit nicht verhehlen.

Er zählte die Stunden und Minuten, die ihn noch von dem Tage des zweiten Rendezvous trennten.

Endlich brach dieser so heiß ersehnte Tag an, glänzend und rein.

Glänzend und rein sind aber hier chimärische und unrichtige Ausdrücke, denn es regnete schon seit vierundzwanzig Stunden, und schwere, schwarze Wolken, vom Westwinde getrieben, gingen drohend über Paris.

An demselben Morgen frühstückten drei Gäste frohmüthig in dem kleinen Rauchzimmer des Vicomte, welches Rauchzimmer nur für diesmal in einen Speisesaal verwandelt wurde.

Fürs Erste und natürlich war es Olivier, dann Ferdinand Thévenay, der Schriftsteller, sein alter Schulfreund, und endlich Margat, den Thévenay in seine Freundschaft aufgenommen und dessen Typus er studirt hatte, um ihn in ein Vaudeville zu versetzen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß das Duell, dessen Bedingnisse Thévenay festzustellen beauftragt war, zur allgemeinen Genugthuung arrangirt worden ist, und daß sich die zwei Gegner, einer dem andern vorgestellt, als Männer von Geist und Herz die Hand drückten.

In dem Momente, wo wir bei Olivier eintreten, bewegte sich die Conversation um die Wechselfälle des literarischen Lebens, von welchem Ferdinand bei seinem Beginnen noch kaum mehr als die rauhe Seite kannte. Er hatte sich schon oft das Herz zerrissen und die Eigenliebe verwundet an den zahllosen Ranken und Dornen, welche diesen schwierigen Weg umgaben, der nur sehr selten zu Ruhm und Vermögen führt, ja, der fast Alle zum schmerzhaften Kreuzweg der Täuschungen, des Elends und der Dunkelheit führt.

»Mein armer Freund,« sagte Olivier lachend, »ich war der Meinung, man brauche nur Talent, guten Willen und Fleiß zu haben, um unvermerkt ans Ziel zu gelangen.«

»Wenn Du sagtest, man brauche nur Anmaßung, Sicherheit, Selbstgenügsamkeit und Nichtigkeit, mit geringen Ausnahmen, so hättest Du es getroffen,« antwortete Ferdinand.

»Dann,« versetzte Margat, indem er sich mit einer Rauchwolke umgab, »dann, Herr von Thévenay, sind die großen Mützen und alten Kappen so nach Art der Corsaren und Flibustier, die auch einen ganz frischen kaufmännischen Drei-

master entern, die Schiffsladung auf ihren Bord hinüberschaffen und sie verkaufen, als ob das ihr Gut wäre?«

»Es verhält sich fast eben so, mein lieber Meister.«

»Aber das Theater ist für Alle offen,« wendete Olivier ein.

»Du glaubst das, weil Du nur um einen Sperrsitz zu schicken brauchst, und man sich beeilt, ihn Dir gegen hundert Sous oder sechs Franken zu octroyiren, es handelt sich aber hier nicht um Casse und Controlle. Höre mich an, ich will Dir vertrauensvoll die freundliche Art und Weise erzählen, mit der das Theater die Anfänger auf der dramatischen Laufbahn empfängt und beschützt. — Die Directoren theilen sich in zwei wohl unterschiedene Kategorien. Die der ersten Kategorie machen gute Geschäfte, die der zweiten sind ohne Unterlaß auf dem Punkte Crida anzusagen; kurz, es gibt reiche und verschuldete Directoren. Die ersten, stolz auf ihre Erfolge (sie nennen so die Erfolge, welche aus dem Genie eines Autors, oder aus der Geschicklichkeit eines Schauspielers hervorgehen), sitzen zu Pferde mit der hohen Idee, die sie von ihrer geistigen Capacität haben, und zermalmen mit einem verächtlichen Blicke ihre minder glücklichen Mitbrüder, — die ersten, sage ich, sind in ihrer Eigenschaft als begüterte Directoren nur für Denjenigen sichtbar, der einen Namen in der Literatur, oder eine hübsche weibliche Physiognomie hat. — Sie rufen es laut aus, daß sie die Künste zu unterstützen wissen, und wenn ihnen ein armer, unbekannter Teufel ein Manuscript anbietet, von dem bisweilen seine Zukunft abhängt, behalten sie es sechs Monden lang in einem Winkel, dann empfängt eines schönen Tages der literarische Anfänger ein gerolltes Packet, das sein Stück und

einen Brief enthält, der unveränderlich in einer der zwei Fassungen lautet, die bei den Herren Regisseurs oder Administrationssecretären im Gebrauche sind:

»Mein Herr!

»Ihr Stück ist allerliebst, allein wir können es nicht annehmen ꝛc.«

Oder auch:

»Mein Herr!

»Obgleich wir allen jungen Autoren gewogen sind, haben wir es uns doch zum Gesetze gemacht, auf unserm Theater nur Stücke von bekannten Verfassern aufzuführen.«

Und doch gibt es in diesen zurückgewiesenen Stücken oft Elemente eines guten Lustspiels oder eines erfolgreichen Drama's. — Es fehlt dem Verfasser Bühnenkenntniß, die er mit einigen Rathschlägen bald erlangen würde, — man brauchte ihn nur ein wenig zu unterstützen, allein die Herren Directoren haben, wie einsichtsvoll sie auch seyn mögen, doch nicht genug von jenem Verstande, auf den sie so stolz sind, um dem unbekannten Talente ihren mächtigen Schutz angedeihen zu lassen *).«

»Aber die Andern?« fragte Olivier.

»Die Andern? — O, da ist es anders. — Sobald sie einen Mann kommen sehen, der ein zusammengerolltes Heft trägt, so halten sie ihn für einen Huissier mit gestempelten

*) Wir bitten unsere Leser wohl bemerken zu wollen, daß hier ein zurückgewiesener Autor spricht. Nun weiß man aber, daß die zurückgewiesenen Autoren eine unendlich reizbare und zornsüchtige Race sind.

Papieren, oder für einen Gläubiger, der ihnen einen Schuldschein vorzuzeigen kommt. — Auch haben sie an ihrer Cabinetthür, in einem anstoßenden Gemache, einen Cerberus mit rothem Gesichte, Regisseur genannt, über dessen Bauch man steigen müßte, um zum Heiligthume zu gelangen. Es ist unnöthig, Dir zu sagen, daß die unveränderliche Antwort des Cerberus diese ist: »Der Herr Director ist ausgegangen, oder er ist bei der Wiederholung, oder bei der Leseprobe und man darf ihn nicht stören. Sie kommen vierzehn Tage hinter einander und bekommen vierzehn Tage immer die nemliche Antwort. — Es muß jedoch bemerkt werden, mein Lieber, daß es hie und da Ausnahmen unter den Theaterdirectoren gibt, denn man findet unter ihnen wahrhafte Freunde der Künste, aber ach! ach! sie sind so selten, daß die Race zu verschwinden anfängt.«

»Was also thun? man muß ihre Pontons angreifen,« rief Margat und schlug auf den Tisch.

»Man muß einen bekannten Mann finden, eine alte Kappe, wie Ihr gesagt habt, mein braver Margat, und ihn demüthig um seine Mitarbeiterschaft bitten, die er Euch dreimal gegen viermal abschlägt, denn er ist eifersüchtig auf die Zukunft, er fürchtet sich, daß er die Stange einem Schwimmer reiche, der kräftig ist, der aber erst sein nautisches Debut macht und kurz, aus einer Menge anderer Gründe derselben Art. Wenn er sich endlich gut überzeugt hat, daß euer Werk unbestreitbare Vorzüge enthält und dies zu seinem Nachtheile ein Anderer nützen könnte, wagt er es, seinen Namen auf dem Anschlagzettel vor den eurigen zu setzen, und drei Viertel eurer Rechte an sich zu ziehen, indem er Euch edelmüthig das letzte Viertel überläßt.«

*

»Allein die subventionirten Theater nehmen unbekannte Namen in Schutz?« bemerkte Olivier.

»Die Theater Français und Odéon, ja, — zufällig — unter der Bedingung, daß Ihr sehr kräftig von Jemand unterstützt werdet, der die Lesecomité's zu nöthigen versteht. Solche Thatsachen reichen bis zu den heroischen Zeiten hinauf. Siehst Du, mein lieber Olivier, es ist hundertmal besser, ein Gewürzkrämer, ein Strumpfstricker, ein Beutelwirker zu werden, kurz, eine jener hunderttausend Lebensbahnen zu wählen, die den Verstand auslöschen, als sich den Leib mit jenem Nessuskleide zu umhüllen, welches man Literatur nennt, und das man nicht mehr ausziehen kann, wenn es Euch die Liebe zum Kunstleben aufgebürdet hat.«

»Bah, nur Muth! ich trinke auf deinen Erfolg, auf dein Gelingen.«

»O, ich werde noch dahin kommen, ich fühle es, aber wann?«

»Vielleicht schneller, als Du glaubst.«

»Gott gebe es.«

»Ich werde Dir vielleicht selbst bald das Sujet zu einem Lustspiele oder Drama geben, nur weiß ich es noch nicht recht ...«

»Du?«

»Ja, ich.«

»Was ist es denn?«

»Ach, sieh, ich darf es Dir nicht sagen, es bindet mich ein Schwur.«

»Bah, ein Geheimniß?«

»Ja, mein Lieber, ein Geheimniß.«

»Nun, ich bin jedenfalls beruhigt, daß dies Geheimniß nichts Düsteres birgt, denn Du scheinst ganz frohmüthig und ganz glücklich zu seyn.«

»O ja, besonders in diesem Momente; ich werde bald, werde in wenigen Stunden bei ihr seyn!«

»Bei ihr ... wer ist sie?«

»Unbescheidener!«

»Um Vergebung.«

»Hm, ich zürne Dir nicht; im Gegentheile sterbe ich vor Lust, mein geheimnißvolles Glück zu erzählen, doch leider darf ich es noch nicht.«

»Kurz und gut, Du bist verliebt?«

»Wie ein Narr!«

»In eine vornehme Dame . . . eine Schauspielerin . . . eine Dirne?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie doch, Du weißt es nicht?«

»Nein, auf Ehre!«

»Ei, das ist stark!«

»Es ist aber doch so.«

»Allein, erkläre mir ...«

»Nichts . . . mein unglückseliger Schwur.«

»Ja richtig.«

»Du siehst darin einen Anfang der Intrigue für ein Scenarium.«

»Nun denn, mein Lieber, ich muß Dir in Bezug auf eine Dame sagen, die mich unlängst über Dich befragt hat.«

»Eine Dame? . . . jung?«

»Ja.«

»Hübsch?«

»Wie ein Engel!«

»Groß? klein?«

»Von mittlerer Gestalt.«

»Braun? blond?«

»Goldig kastanienbraun.«

»Ihr Name?

»Frau Dorcy.«

»Ich kenne sie nicht,« versetzte Olivier nach einigem Nachdenken.

»Nein, doch scheint sie Dich zu kennen.«

»Wie das?«

»Das weiß ich nicht, allein ich bin versichert, daß sie Dich kennt, denn es sind noch nicht vier Tage vorüber, wo ich mich bei ihr befand und deinen Namen fallen ließ; sie fragte mich sogleich, ob ich einer deiner Freunde wäre und auf meine bejahende Antwort stellte sie in Betreff Deiner eine Menge Fragen au mich.«

»Und Du sagst, daß sie hübsch sey?«

»Köstlich! Aber ach! für Einen, der sich närrisch in eine unbekannte Schöne verliebt, interessirst Du Dich wohl zu schnell für eine andere Frau, wie mich dünkt?«

»Mein lieber Ferdinand,« erwiederte Olivier nach einem kurzen Schweigen, »kennst Du diese Dame so recht genau?«

»Nein, aber doch gut genug, um ihr einen Freund vorzustellen. Das wünschest Du auch, nicht wahr?

»Du hast es errathen.«

»Und wann soll ich Dich abholen?«

»Wann Du willst, nur nicht heute.«

»Also morgen?«

»Morgen ja.«

»Um drei Uhr?«

»Ich werde Dich erwarten.«

»Einverstanden.«

»Du gehst fort?«

»Ja, ich rette mich. Auf Wiedersehen, morgen, mein Lieber! Bald wieder, Meister Margat!«

»Auf Wiedersehen, Herr Ferdinand!«

»Halb vier Uhr,« sagte Olivier auf die Uhr sehend, als sein Freund fort war. »Noch eine Stunde warten.«

»Sie wünschen unter Segel zu gehen, mein Lieutenant?« fragte Margat lächelnd über Oliviers Ungeduld. »Warum nicht? Potz Wetter! das ist leicht und Ihr Wagen steht bereit, ich höre das Pferd im Hofe. Wollen Sie vielleicht, daß ich mit Ihnen fahre, wie damals? Es unterhält mich drei bis vier Stunden wachend auf Sie zu warten. Ich denke, Sie sind glücklich und das erquickt mein Blut und meine Seele.«

»Guter Margat!«

»Nun, ist das nicht ganz natürlich? Ist es Ihnen also recht?«

»Vollkommen.«

»Machen wir uns denn segelfertig, hübsch in See zu stechen.«

Zu der Stunde, welche die geheimnißvolle Unbekannte vor acht Tagen festgesetzt hatte, hielt Olivier mit dem Wagen wenige Schritte vor der Porte=Jaune an, sprang freudig herab, und wandte sich gegen die allerliebste kleine Thüre, die ihm den Eingang in das irdische Paradies darstellte.

Diesmal wartete er nicht.

Die verschleierte Frau zeigte sich schnell und der Vicomte trat in den Garten.

Der Kutscher Oliviers fuhr auf Befehl seines Herrn im Schritt und zügelte die Hitze des edlen Thieres, welches sich bei einem starken Trab von Paris über die Maßen angestrengt hatte.

Meister Margat, seine Pfeife im Munde, seine Hände in den Westetaschen, betrug sich so, wie wenn er am Bord wäre und schritt längs der großen Mauer philosophisch auf und nieder.

Der würdige Seemann gedachte bei sich der Liebschaft des Vicomte und fragte sich, weshalb man sich die Rendezvous bei Ville-d'Avray gab, da doch die kleine Wohnung in der Straße d'Astorg ein so köstliches Asyl geboten hätte, als auf einmal seine Aufmerksamkeit auf die Gegenwart eines Individuums gelenkt wurde, das er bisher nicht bemerkt hatte, und dessen Gang ihm verdächtig schien.

Diese Person kam gerade auch von dem schmalen Wege hervor, den Herr von Pont-Aven eingeschlagen hatte.

Er ging langsam, in einen weiten Paletot gehüllt, dessen Kragen aufgeschlagen war, bis zu den Ohren hinanreichte und einen Theil seines Gesichtes verdeckte.

In seine Betrachtungen vertieft schien er kaum Margat zu bemerken, der ihm aufmerksamen Blickes folgte.

Er hielt an, drehte sich um, kehrte in das Gäßchen zu-

rück, prüfte sorgfältig die Höhen der Umfangsmauer und schien über ein Project des Erkletterns nachzudenken.

Endlich murmelte er ungeduldig mit dem Fuße stampfend einen Ausruf in einer fremden, tief aus der Kehle klingenden Sprache, faßte dann einen bestimmten Entschluß, zog ein kleines Instrument aus dem Sacke und wandte sich gegen die Gartenthüre.

»Was Teufel ist das für ein Eisenfresser!« sprach bei sich der Schiffsquartiermeister. »Was will er denn thun? Ah, Donner von Brest! er macht sich an das Thürschloß! Es ist also ein Dieb! bei hellem Tage! Der Mensch hat aber Keckheit!«

Und der Seemann fing an aus vollem Halse zu schreien:

»He doch, Paletot! he da!«

Der Mann wandte rasch den Kopf um und trat einen Schritt zurück.

Auf diese Bewegung schlug sich der Kragen des Paletot um und Margat stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

»Daß ich wieder Mastkorbwächter werde!« rief er, »wenn ich dieses Gesicht nicht kannte. Wir waren sicher mitsammen zu Schiffe.«

»Was wollet Ihr?« fragte der Unbekannte in drohendem Tone.

»Was ich will? he da, wartet nur, ja, wartet ein wenig, diese gelbe Haut, diese schwarzen Haare, oh, ich kenne Euch!«

»Das gilt mir gleich, ich kenne Euch nicht! Geht eures Weges und lasset mich in Ruhe.«

»Wie, ich soll meines Weges gehen? Ich habe wohl etwas Anderes zu thun! Wo Teufel, hab' ich Euch denn gesehen? das macht mich ganz verdutzt!«

»Habt Ihr bald euer Examen vollendet? Ihr macht mich ungeduldig!«

»Ein hübsches Malheur! Ah,« fuhr Margat fort, indem er einen Schrei ausstieß und sich vor die Stirne schlug, »ich bin nahe daran, ich hab's! Nur euer Satansname fällt mir nicht ein. Ihr seyd von Pondichery, mein Junge, Ihr seyd der Indier vom Herrn Maximus!«

»Kein Wort mehr!« rief dumpf der Unbekannte und zog einen malayischen Dolch hervor. »Du sag' mir, wer Du bist, und wer Dich schickt, um mich zu überraschen?«

»Was denn, mein Bester? Fahret nur nicht oben hinaus! glaubt Ihr mir denn Furcht einzujagen? Wie Mocco sagt, ist Meister Margat weder vor Gott noch vor dem Teufel zurückgeschreckt, — deine Farbe da ist kein Lebkuchen, und wird ihn nicht so bald zum Weichen bringen.«

»Noch einmal, was wollet Ihr?«

»Ich will Dir sagen, daß Du etwas Schlechtes thust, wenn Du diese Thüre aufsprengest, und daß das nicht angehen kann.«

»Ihr seyd im Irrthume, Herr; Ihr haltet mich für das, was ich nicht bin!« entgegnete der Mann im Paletot.

»So erkläre mir, was Du da machst?«

»Und Ihr selber, wie kommet Ihr hieher?«

»Ei doch, das ist dumm! ich kam mit meinem Lieutenant.«

»Mit welchem Lieutenant?«

»Nun denn, mit meinem Lieutenant, dem Herrn von Pont-Aven . . . was?«

»Mit Herrn von Pont=Aven!« rief der Unbekannte mit einer Geberde der Verwunderung. »Mit Herrn von Pont=Aven! Er ist also in diesen Garten getreten?«

»Wie Du sagst, mein Junge, und sonach will ich, daß Du nicht auch hineingehest!«

»Es ist gut, das genügt mir,« versetzte kalt der Mann im Paletot, während er seinen Dolch wieder in die Tasche seines Kleides steckte.

»Donner von Brest!« dachte plötzlich Margat, »wenn ich mich bei meinem Wachdienst geirrt hätte! Wenn dieser da zu der Dame Oliviers der Gemal oder sonst Einer gewesen wäre! Nu, das hätte ich sauber gemacht! Aber nein,« begann er mit erhöhter Stimme wieder. »Hört, mein Alter, Sagt mir doch die Wahrheit, Ihr seyd ja der Indier von Pondichery, derselbe, den Herr Maximus aus den Krallen des Tigers errettet hat?«

»Und seyd Ihr nicht der Seemann, der den Herrn von Pont=Aven so zu sagen erzogen hat?«

»Ja, ein wenig, ich schmeichle mir damit.«

»Nun, bleibt dabei, mein Wackerer, ich bin wirklich derjenige, an den Ihr gedacht habt. Sagt es aber Niemanden, daß Ihr mich gesehen.«

»Warum nicht?«

»Ihr kennet meinen Herrn?«

»Herrn Maximus? ein Braver von den Braven! ein Freund meines Lieutenants.«

»Ihr wollet ihm keinen Verdruß machen?«

»Nein, bei Gott nicht!«

»Nun denn, wenn meine Anwesenheit vor diesem Gar=

ten bekannt würde, so brächtet Ihr ein schweres Unglück auf das Haupt des Grafen von Santeuil.«

»Nicht möglich!«

»Ich schwöre es Euch.«

»Genug; dann mäuschenstill, den Mund zugenäht, man wird kein leises Wörtchen reden.«

»Dank, und lebt wohl!«

»Gute Reise, mein Braver! sputet Euch und seyd unbesorgt!«

Der Indier warf noch einen Blick auf die Umfangsmauer, machte gegen Margat eine freundliche Geberde und wandte sich raschen Schrittes nach dem andern Ende des Gäßchens.

»Das ist wieder eine Sauce Numero Eins,« sagte bei sich der Schiffsquartiermeister, als er ihn verschwinden sah. »Es möchte scheinen, daß sich mein Compaß alle Sonntage im Gefäße niederducken soll. Es sind gerade acht Tage her, wo Pferderennen gewesen, als ich ganz und gar nichts verstand von dem, was dort geplaudert wurde zwischen einer hübsch aufgeputzten Dame und einem großen, schnurbärtigen Schwindler! Heute geschieht mir das mit dieser gelben Haut, dessen Satansname mir gar nicht beifällt und der mir einen Haufen Dummheiten sagte. Doch was liegt mir an dem da, ich werde ihn schwätzen lassen. Ich kenne seinen Anzug und an einem dieser vier Morgen will ich ihn mit der Spitze des Schiffes anfahren!«

Während dies außen vorging, hatte Olivier klopfenden Herzens den Garten durchschritten, indem er diesmal seiner Führerin vorauseilte, und er stieß einen Freudenschrei aus, als er die Thüre des kleinen, achteckigen Pavillons öffnete.

X.

Zweites Rendezvous.

Es schien sich in dem chinesischen Salon nichts geändert zu haben, seit ihn den Vicomte von Pont=Aven vor acht Tagen verlassen hatte; doch war es nicht der Anblick dieses köstlichen Innern, der ihm den erwähnten Freudenschrei entrissen, sondern der Anblick einer schönen, jungen Frau, welche ihm in dem Momente entgegentrat, als er an der Thürschwelle anhielt.

Der blaue Domino hatte einen Theil seines geheimnißvollen Maskenkleides abgelegt, um die anmuthige Eleganz einer coketten und verführerischen Frau auszukramen.

Ein Kleid von blassem Violett, ganz besternt von schwarzsammtenen Gewirken nach der spanischen Mode, war an die Stelle des blauen Anzugs getreten, der durch seine Weite und Undurchdringlichkeit den armen Vicomte zur Verzweiflung gebracht hatte.

Ein Leibchen, von der künstlerischen Schere einer berühmten Nähterin zugeschnitten, zeigte zum Entzücken einen feinen, runden Wuchs in zugleich zarter und kühner Wellenform, ließ auf einen üppig reizenden Busen schließen und enthüllte durch seinen verrätherischen Ausschnitt einen Nacken von aristokratischer Eleganz.

Um die Handwurzel, wo eine reizende Hand mit einem entzückend schönen Arm verschmolz, wallte ein Strom von weißen Spitzen mit rosigem Glanz.

Ein wunderbar schönes Haar, nach arabischer Mode ganz besäet mit Zechinen und Corallen, bildete ein glänzendes Diadem über einer weißen und reinen Stirne.

Eine elegante Maske von schwarzem Atlas ohne Bart verhüllte auf eine höchst verführerische Weise das Gesicht der Art, daß sie davon nur einen Theil verbarg.

Diese Larve ließ einen feinen Mund unbedeckt, der ein lieblicheres Roth hatte, als reife Kirschen und eine doppelte Reihe blendend weißer Perlen zeigte; ein Kinn mit einem herausfordernden Grübchen und endlich ein kleines Ohr durchscheinend und gerollt wie eine Seemuschel.

Aus den ungewöhnlich großen Augenhöhlen leuchteten zwei Pupillen voll von magnetischem Fluidum.

Kurz, es ließ sich nichts so Einnehmendes und Ueppiges ersinnen, als das Ensemble dieser Dame, die beim Lichte von Wachskerzen und in dem geheimnißvollen Schweigen dieses einsamen Gemaches von Coketterie und Schönheit strahlte.

Olivier hielt an, wie ein Betrunkener wankend.

Um ihn aus seiner extastischen Bewunderung zu ziehen und um ihm zu beweisen, daß das, was er sah, nicht das Resultat einer Verzückung seiner Sinne sey, ähnlich jenen, welche den Orientalen einen Vorgeschmack der Wonnen des Paradieses von Mohamed geben, war es vonnöthen, daß ihm die junge Frau mit einer Geberde voll Anmuth und süßer Verheißung ihre entblößte kleine Hand darreichte,

welche er, ohne ein Wort auszusprechen, mit brennenden Küssen bedeckte.

»Gut, Vicomte,« sagte dann die geheimnißvolle Unbekannte zu ihm und wies ihm einen Sitz an, »um die Verläßlichkeit ist es eine schöne Sache, und um Ihnen gleich anfangs für die Ihrige zu danken, will ich damit beginnen, daß ich Ihnen ein Unterpfand des Zutrauens und der Freundschaft gebe. Ich kenne Ihren Namen, Vornamen und Ihre Eigenschaften, wie die Päſſe lauten und die Instructionsrichter sagen, und will Ihnen meinerseits auch eine Benennung bieten, die etwas weniger kalt ist als das Wort Madame, welches Sie bei jeder Rede zu wiederholen genöthigt sind. Nennen Sie mich Carmen, ich bitte Sie. Dieser Name ist vielleicht nicht hübsch, doch muß man ihn nehmen wie er ist. Sagen Sie mir, wollen Sie das?«

»O, Sie haben geschworen, mich vor Glückseligkeit und Liebe verrückt zu machen, und wollen Ihren Schwur halten,« murmelte Olivier und ließ sich vor der jungen Frau auf ein Knie nieder.

»Was! ist die große Leidenschaft, von der Sie das letzte Mal sprachen, wirklich noch nicht erloschen?«

»Scherzen Sie nicht, ich bitte!«

»Nun denn, nehmen Sie keine so ernste und trostlose Miene mehr an, ich höre Sie an ohne Lächeln . . .«

»Was soll ich also thun, damit Sie an meine Liebe glauben?«

»Vielleicht nichts, vielleicht sehr viel.«

»Verfügen Sie über mich, ich gehöre Ihnen ganz, ja ganz und gar mit Leib und Seele.«

»Im Ernste?«

»Aber so stellen Sie mich auf die Probe!« rief der Vicomte im Tone der tiefsten Aufregung.

»Wie doch,« antwortete das Mädchen, »nachdem Sie mich in der Vorhalle des Opernhauses bemerkt, nachdem Sie vor acht Tagen eine Stunde mit mir geplaudert, wie soll ich annehmen, daß Sie auf einmal wirklich und sterbends in mich verliebt sind? Auf diese Art kommen wohl die Rheumatismen, aber die Liebe . . .«

»Ich weiß nicht, ob ich Sie liebe,« fiel Olivier mit Feuer ein, »ich weiß nicht, ob man das, was ich für Sie empfinde, Liebe nennen kann; was ich aber weiß, ist, daß ich seit den acht Tagen, als ich Sie gesehen, nur in der Hoffnung lebe, Sie wieder zu sehen, und daß ich eben jetzt, als ich in diesen Pavillon trat und Sie in Ihrer strahlenden Anmuth und Schönheit betrachtete, stumm und außer mir geblieben wäre, hätte mich Ihre kleine Hand nicht der mächtigen Bewegung entrissen, die mich vernichtete. — Was ich weiß, ist, daß ich bei Ihnen die übrige Welt vergesse, daß mir die Erde schön und glänzend erscheint, nachdem ich bisher nur die Wogen des Oceans angebetet; daß ich, nur um ein Wort aus Ihrem Munde zu hören, mein ganzes Leben an diese Stelle gebannt seyn möchte; daß ich bei Ihnen fühle, wie mir der Kopf schwindelt, das Blut in meinen Adern siedet und mein Herz von all den Empfindungen anschwillt, die ich bisher nicht gekannt, und daß die Sprache unvermögend ist, das auszudrücken. — Sagen Sie, Madame, sagen Sie, ist das Liebe? und glauben Sie, daß ich Sie liebe wie ein Wahnsinniger?«

Während Olivier, stets auf den Knien, diese feurige Tirade vorbrachte, drückte er an seine Brust und an seine Lip-

pen eine reizende Hand, die ihm nur sehr wenig streitig gemacht wurde; er schlang seinen zärtlichen Arm um eine Taille, die er unter seinem Drucke sich krümmen fühlte, und das Auge in Flammen, die Stirne strahlend von den Gluten der Leidenschaft verschlang er mit den Blicken das bezaubernde Wesen, welches, den Kopf geneigt, mehr und mehr die magnetische Zauberkraft seiner Liebe und Liebkosungen zu empfinden schien.

Olivier war schön, wir wissen das; in diesem Augenblicke aber mußte er unwiderstehlich erscheinen.

In seiner Physiognomie spiegelte sich ein seltsames Gemisch von Kühnheit und Scheu, von Verlangen und Zurückhaltung.

Als er jene Worte sprach, bediente er sich nicht einer jener banalen Redensarten, deren lächerliche Emphase einer Frau, welche sie anhört, als Präservativ dienen sollte.

Er sprach, was ihm sein Herz eingab.

Was er vorbrachte, empfand er wirklich.

Der Vicomte hatte in der That, wie er selber sagte, fast ohne Unterlaß fern von den Anreizungen und Verlockungen der Pariser Welt gelebt.

Fast beständig am Bord seines Schiffes hatte er wohl in seinen verschiedenen Stationen ein wenig von jener Liebesmünze ausgestreut, mit der Gott unser Herz so reichlich versehen hat; doch gehorchte er hierbei den gebieterischen Gesetzen seiner Sinne und seiner jungen, glühenden Organisation; seine Seele blieb jungfräulich jeder wirklichen Neigung fremd. Diesmal schien sich alles das, was die andern Männer, selbst die gelassensten, verführt, vereinigt zu haben, um seine Natur zu unterjochen, die ganz unbefangen war und

nach den erträumten Freuden einer wirklichen Liebe Verlangen trug.

Das Geheimnißvolle, der Geist, die Schönheit, die Eleganz, die Coketterie verbanden sich, um in seinem Herzen eine ungestüme Leidenschaft zu erwecken.

Olivier war achtundzwanzig Jahre alt, wir wissen es, was könnten wir denn noch hinzufügen, außer daß wir unsere älteren Leser bitten, sie möchten sich an ihre Jugend erinnern, und jene, welche noch nicht zur Lebensreife gekommen sind, sie möchten sich selber befragen!

Indem wir sagen, daß Olivier sich aufrichtig für verliebt hielt und wirklich auf dem Punkte stand, es zu werden, sind wir versichert, daß uns Alle verstanden haben.

Nachdem die junge Frau Olivier angehört hatte, erhob sie langsam ihren Kopf.

Sie schien die Beute einer wahrhaften oder erkünstelten Gemüthsbewegung zu seyn, dies zu entscheiden kommt uns nicht zu, doch hatte es sehr stark den Anschein.

Sie nahm eine Hand des Vicomte in die ihrigen, drückte sie mit Kraft und heftete auf ihn Blicke voll schmelzender Flammen.

»Soll ich denn Ihren Worten glauben?« fragte sie mit bewegter Stimme.

»Tödten Sie mich, aber zweifeln Sie nicht!« antwortete Olivier.

»O es wäre zu schön, so geliebt zu werden!«

»Noch einmal, zweifeln Sie nicht . . .«

»Ich möchte gern glauben, doch wag' ich es nicht.«

»Sie sind also sehr unglücklich gewesen?«

»Warum?«

»Weil Sie so ungläubig sind!!«

»Die Männer verstehen so gut zu lügen!«

»Sind Sie getäuscht worden?«

»Vielleicht!«

Die junge Frau schwieg einen Augenblick und schien in traurige Erinnerungen versunken.

Olivier fühlte sein Herz beklommen. Es marterte ihn ein Gedanke der Eifersucht.

»Sie haben geliebt, Carmen?« rief er, »o Sie haben geliebt!«

»Niemals!«

Dieses einzige Wort wurde mit einer so klaren und festen Stimme ausgesprochen, daß es gar keinen Zweifel zuließ.

Der Vicomte athmete wieder freier.

Eine ungeheuere Wücht hatte auf seiner Brust gelastet und diese Wucht verschwand.

»Mein Freund,« begann Carmen wieder mit etwas mehr Ruhe, »mein Freund, denn künftig will ich Ihnen diesen Titel geben, Sie werden mich verlassen . . .«

»Fortgehen soll ich?« rief Olivier, »schon wieder fortgehen? Ich bin ja kaum angekommen.«

»Ich muß allein seyn! Sie haben mich zu sehr in Bewegung versetzt, als daß ich Kraft haben sollte, Sie weiter anzuhören.«

»Was, Sie sprechen so und wollen doch, daß ich mich entferne!«

»Ich will es nicht, ich bitte Sie darum . . . Sie lieben mich, nicht wahr?«

»Welchen Beweis soll ich Ihnen denn geben?«

»Einen einzigen: Gehorsam.«

»Es sey, Madame, ich entferne mich.«

Der junge Mann stand langsam auf, aber mit einer bemerkbaren Kälte.

»Olivier!« sagte Carmen mit einer sanften Stimme und die Hand des Vicomte mit den ihrigen zurückhaltend, »urtheilen Sie nicht schlecht über mich. Schreiben Sie das Opfer, welches ich von Ihnen begehre, nicht einer grausamen Coketterie zu. Schenken Sie meinen Worten Glauben! Die Erklärung Ihrer Liebe hat mich gebrochen; ich habe mich für stärker gehalten. Ich wiederhole es Ihnen: ich muß allein seyn mit meinen Gedanken. Brauche ich es Ihnen zu sagen, daß Sie auch nach Ihrem Fortgehen immer bei mir seyn werden?«

»Ist das auch wirklich wahr, was Sie mir da sagen?« rief Olivier. »Schicken Sie mich nicht aus einem andern Beweggrunde hinweg? Habe ich Sie beleidigt? Wollen Sie mich nicht wiedersehen?«

»Gehen Sie jetzt, gehen Sie, und morgen um eilf Uhr Abends kommen Sie hieher. Ich werde Sie erwarten.«

»Morgen, o, morgen! Sie schwören mir das?« Und der Vicomte, den dieses Versprechen in das höchste Entzücken versetzte, fühlte sein ganzes Glück wieder zurückkehren.

»Kommen Sie, sage ich, wir werden lang miteinander plaudern . . .«

»Und dann werden Sie mir abermals befehlen, Sie acht lange Tage nicht zu sehen?«

»Ist Ihnen denn das Fernbleiben so peinlich zu ertragen?«

»Mehr als peinlich . . . unmöglich!«

»Dann . . .«

»Nun?«

»Nun dann, da ich Sie nicht gar so unglücklich machen will, so verspreche ich Ihnen . . .«

»Reden Sie schnell.«

»Sie hier von morgen an jeden zweiten Tag zu empfangen.«

»O, wie gut sind Sie! — wie gut und anbetungswerth, daß Sie so viel Mitleid mit meinem armen Herzen haben! Aber noch eine Gnade.«

»Welche?«

»Den Namen jenes Mannes, von dem Sie mir vor acht Tagen gesagt haben.«

»Verlangen Sie das nicht von mir!«

»Warum? warum? und immer warum?«

»Warum?« wiederholte die junge Frau langsam, indem sie sich Olivier näherte. Dann schlang sie ihre beiden Arme um den Nacken des Schiffslieutenants, vor Liebe bebend, neigte den Kopf auf seine Schulter, erhob sich reizend auf ihre Zehenspitzen, näherte ihre Lippen seinem Ohre und murmelte aufs Neue: »Warum? — weil auch ich — Sie liebe.« Und schneller als ein Vogel flog sie gegen die kleine Thür, die in den Wandtapeten verborgen war, und verschwand so, wie eine Vision verschwindet.

Olivier blieb, von dem Glücke wie niedergeschmettert. Als er seinen reizenden Kopf zurückzog, streifte Carmens Mund den des Vicomte.

Die rasche Bewegung, welche die junge Frau machte, als sie ihre Arme losmachte, weckte ihn aus seiner Liebesbetäubung.

Er sprang in dem Augenblicke vor, als die kleine Pforte wieder zugeschlossen wurde, und nur die zwei Worte: »Auf morgen!« hallten deutlich in sein Ohr.

Wahnsinnig vor Liebe und wahrhaft trunken stürzte er aus dem Pavillon. Die Nacht, bereits seit einer Stunde eingebrochen, umhüllte den Garten.

Er durchlief diesen ganzen Garten, die Spur seiner Unbekannten verfolgend, und konnte nichts entdecken, nichts als ein Gebäude in modernem Styl, und offenbar die Hauptwohnung; doch waren die Thüren geschlossen und die Fenster unbeleuchtet.

Ein tiefes Schweigen herrschte rings um ihn.

Die Frische der Atmosphäre und der Regen, welcher in Strömen fiel, brachten ihn allmälig wieder zur Ruhe und Vernunft.

Er dachte, daß sich seine schöne Zauberin durch einen geheimen Ausgang seinen Nachforschungen entzogen habe.

Er sah ein, daß diese Art Nachforschung etwas Ungeziemendes an sich habe, schämte sich über sein Beginnen, fürchtete diejenige beleidigt zu haben, welche er liebte, und näherte sich langsam der Ausgangsthür, die er halb offen fand.

Er hielt aber noch an, ehe er die Schwelle überschritt; er schien zu zaudern, dann faßte er einen plötzlichen Entschluß, warf noch einen letzten Blick nach der Seite des Pavillons und verschwand in dem schmalen Gäßchen.

XI.

Abschweifung. Ein Capitel, das man überschlagen kann.

Unsere Leser müssen uns jetzt erlauben, daß wir eine Zeitlang die Hauptpersonen dieser Geschichte verlassen, zu denen wir jedoch alsbald wieder zurückkehren werden.

Lassen wir also den Vicomte von Pont-Aven von seiner geheimnißvollen Liebe schwärmen, lassen wir Fernanda mit vollen Händen Verleumdung aussäen und ihr finsteres Werk fortsetzen, das auf das Verderben der Frau von Lycenay abgesehen war, — ein schändliches Werk, worin sie von dem Vicomte von Cerny, gebornem Lenoir, kräftig unterstützt wurde. — Lassen wir Edgard täglich mehr und mehr unter das Joch seiner unwürdigen Geliebten kommen und für ihre Launen die letzten Ueberreste des Erbtheils seiner Väter zersplittern, ohne daran zu denken, daß er seinem Kinde Rechenschaft darüber schuldig sey; verlassen wir endlich die arme Bertha, welche nicht einmal mehr den Trost der Freundschaft der Frau von Nerval und des Herrn von Santeuil hatte, und führen wir unsere Leser zu dem närrischen und lustigen Kinde, welches sie bereits unter dem Namen Fräulein Maryland kennen.

Maryland war eine der ephemeren Königinnen der galanten Pariserwelt.

Sie wandelte stolz und insbesondere heiter an der Spitze jener zahlreichen Bataillone, oder jener Classe von Frauen, welche man mit dem allgemeinen Namen »ausgehaltene« bezeichnet.

Hat die Gesellschaft schon bisweilen nachgedacht über diese zwei Worte: »ausgehaltene Frauen?«

Diese Bezeichnung des Schönsten und Göttlichsten, das der Herr auf Erden erschaffen hat, jenes Wesens, das er werden ließ, nachdem er alles Uebrige in der Welt hervorgebracht, damit es gleichsam der höchste Ausdruck der physischen und moralischen Vollendung sey; des Weibes, sage ich, dieser anbetungswürdigsten Blume aller göttlichen Blumen und Blüthen; dieses erhabensten Geistes unter all' den edlen Geistern; dieser Seele, die ganz Ergebenheit und Liebe ist, und hiernieden die Mission eines tröstenden Engels erfüllt; des Weibes, das als Tochter, Schwester, Gattin und Mutter die lebendige Incarnation der dreifachen Tugend ist: Glaube, Hoffnung und Liebe — bildet diese Bezeichnung, sagen wir, nicht einen häßlichen Contrast zu dem Epitheton, welches wir oben daran geknüpft haben?

»Ausgehalten,« ist eine ganz materielle Qualification und kann nur auf die materiellsten Dinge angewendet werden.

Es bedeutet ein Geschäft, welches einem Diener in Bezug auf einen gut gehaltenen Gegenstand übertragen wird und wenn man die Bedeutung des Zeitwortes: aushalten, unterhalten, figürlich nimmt, so finden wir darin die Bezeichnung eines banalen, auf Geschäfte anwendbaren Geschwätzes. Wenn wir nun die zwei Bedeutungen: die eigentliche und die tropische, zusammennehmen, so wollen die zwei Worte: »ausgehaltene Frauen« so viel sagen, als: Frauen, bei denen

man einige Augenblicke zubringt, die Ihr unterhaltet oder erhaltet, wie eure Kammerdiener, eure Kleider, eure Kutscher die Beschläge und den Lack eurer Wagen, euer Stallknecht die Hufbeschläge eurer Pferde in gutem Stande erhält.

Die Alten nannten diese Classe der Gesellschaft: Courtisanen, das ist: Hetären.

Im Mittelalter und zur Zeit der Wiedergeburt nannte man diese Frauen (in Frankreich) Mädchen der Freude vom leichten Corps.

Im achtzehnten Jahrhundert bezeichnete man sie mit dem Namen: galante und unreine Frauenzimmer.

Allein es gehörte unserm Zeitalter an, diesem so keuschen und so spröden Zeitalter, welches die alte Sprache von Molière und Rabelais verbannt, unter all' diesen Ausdrücken vielleicht den wahrsten, aber auch den unedelsten und schimpflichsten zu adoptiren: »ausgehaltene Frauen.«

Wir gestehen aber sogleich zu, daß in der jetzigen Zeit, wo das »goldene Kalb« regiert, dieses Epitheton unserm Geschmack der Agiotage und der Speculationen am meisten entspricht.

Nach unserer Ansicht ließen sich nicht zwei Worte finden, welche besser zusammenstimmten, als die, welche wir eben znsammengekoppelt haben.

Wir fügen aber dem Gesagten noch einige Worte hinzu und zwar zur Erbauung unserer Leser und insbesondere zu unserer persönlichen Satisfaction.

Während wir dieses Buch schreiben, ist es nicht unser Vorhaben, ein ausschließendes Studium über das Leben und die Sitten ausgehaltener Frauen anzustellen.

Wenn wir auf unserm Wege welchen begegnen, so müs-

sen wir sie in Scene setzen und uns dabei bemühen, dies so wahrheitsgetreu als möglich zu thun.

Ist es denn unsere Schuld, wenn sich diese Creaturen beständig mit dem wirklichen Leben vermengt finden? wenn sie einen so entsetzlichen Platz in unserer gegenwärtigen Gesellschaft einnehmen?

Zu jenen Kritikern aber, die es wagen sollten, unser Buch der Unmoralität zu beschuldigen, weil es einige Züge der unmoralischen Lebensweise schildert, zu jenen Herren sagen wir: Meine Herren, die Schuld liegt an Euch, da Ihr unserm Pinsel so vielfältig solche Porträte liefert. Und jenen unserer Leserinnen, welche uns ähnliche Vorwürfe machen, wollen wir antworten:

„O nein, wir haben es nicht nöthig, darauf zu antworten, denn wir sind in dieser Hinsicht unbesorgt, im voraus überzeugt, daß es gerade jene, das Leben der Marylands und anderer Fernandas betreffende Stellen sind, welche sie mit dem größten Interesse lesen werden, und wir sagen es mit einem tiefen Gram, wenn die ehrbaren Frauen sich mit gutem Recht über den schrecklichen Eingriff der galanten Frauen beklagen, so tragen sie nichtsdestoweniger sehr viel bei zu dem stets fortschreitenden Gange dieser Letztern.

Das scheint anfangs ein seltsames Paradox zu seyn, ist aber doch nur eine ganz einfache Wahrheit.

Ja, meine Damen, eine Wahrheit, wegen welcher wir mit Ihnen selbst sehr stark zanken wollen, denn wenn die ausgehaltenen Frauen mit jedem Tage einen größeren Platz im Lebenskreise ihrer Brüder, Gatten und Söhne einnehmen, so ist das vielfach ihre eigene Schuld.

Und Sie widersprechen nicht!

Sehen Sie, meine Damen, woher kommt es denn, daß Sie, »ehrbare Frauen,« sich fortziehen lassen von jenem seltsamen Schwindel, welcher macht, daß Sie Ihrer Würde entsagen, um einer sträflichen Neugierde zu genügen, einem unbegreiflichen Gelüste: das Leben, das innere Treiben und Walten einer Welt kennen zu lernen, die Sie keuscher Weise gar nicht kennen sollten?

Gibt man im Theater ein Stück, wo ein Zipfel vom Schleier aufgehoben wird, so laufen Sie Alle in dieses Stück.

Und Sie beklatschen dieses Drama, welches, wir geben es zu, gut gemacht, vortrefflich geschrieben und ganz der Wahrheit gemäß ist, das aber nichts weniger als die Rehabilitirung der verlornen Mädchen zum Zielpunkte hat.

Und Sie zerren Ihre Gatten und Verwandten dahin, führen bisweilen sogar Ihre Töchter hinein.

Was ist das Resultat davon? daß in einigen Jahren unsere Volkstheater keinen Erfolg mehr erzielen können, außer sie bringen die traurige Kaste der Courtisanen auf die Breter.

Man hat die Titel der Stücke gut travestiren, die Namen der Heldinnen gut ändern, »die großen Sünderinnen oder die sündhaften großen Damen« — es ist doch immer und unveränderlich derselbe Typus, jener eines schamlosen Weibes, das die Gesetze der Welt mit Füßen tritt und am Piedestal der Sünden emporklettert, um den Preis Monthyon's zu begehren und zu erlangen.

Selbst das Gymnase, dieses alte moralische Theater,

»in das einst die Mütter ohne Gefahr ihre Töchter führten,« das Gymnase findet Ehre und Vortheil dabei, wenn es die Witwen des Herrn Scribe verläßt, welche wenigstens niemanden andern als einen Obersten heiratheten.

Pardieu! wir wissen es recht gut, »Demi-monde« ist ein Meisterwerk, doch ist es Ihre Neugierde, meine Damen, welche Meisterwerke dieser Art nöthig gemacht hat.

Warum interessiren Sie sich so sehr für die Liebeshändel dieser Magdalenen, die so wenig bekehrt und reumüthig sind?

Sind denn solche Stücke, — wie schön sie auch der Form nach seyn mögen — dazu verfaßt, um ausschließend Sie anzuziehen?

Wir achten Sie zu sehr, um dieses zu denken!

Das ist aber noch nicht alles. — Sie kommen im Walde, bei Pferderennen, im Concerte, selbst in den Curanstalten und Seebädern mit diesen verlornen Frauen zusammen, Sie verfolgen sie mit Ihren Lorgnetten, erkundigen sich nach ihren Namen und nehmen keinen Anstand, mit Wiederholung dieser Namen Ihre Lippen zu verunreinigen, die doch nie Ihr Ohr treffen sollten!

Sie machen ihren Luxus, ihre Equipagen, ihre Toiletten zum Gegenstande Ihres täglichen Gespräches.

Was endlich noch am seltsamsten, am unerklärlichsten ist, was insbesondere streng gegeißelt zu werden verdient und worauf wir mit größerem Nachdruck bestehen müssen, meine Damen, ist, daß Sie es wagen, sich herabzulassen, sogar über die Schwelle der Wohnungen dieser Frauenzimmer zu treten, — daß Sie kein Bedenken tragen, Ihre

Würde so weit zu compromittiren, daß Sie selbst in diese Heiligthümer der taxirten Sünde eindringen unter dem Vorwande, öffentlichen Versteigerungen beizuwohnen, welche, wir wissen nicht welch schlechter Geschmack, in die Mode gebracht hat!

Sie machen sich ein Fest daraus, dahin zu gehen, wie man in ein lustiges Schauspiel zu geben pflegt.

Sie gestehen es laut, Sie versammeln sich dort, um die Unterhaltung vollständig zu machen.

Ihre Wagen stehen am Hausthore in Gemeinschaft mit den Wagen der Colleginnen derjenigen, deren zur Auctionirung ausgesetzte Reichthümer Sie betrachten wollen.

Und doch sind diese Meubel, die Sie berühren, diese Tapeten und Seidenstoffe, die Sie bewundern, diese Gegenstände der Kunst, worüber Sie entzückt sind . . . die Honorare der Sünde.

Vielleicht waren es Ihre Brüder, Ihre Söhne, Ihre Väter, Ihre Gatten, die Alles das gegeben haben!

Worüber Sie da so lüstern Revue halten, ist der Ruin und die Schande vieler Familien.

O, meine Damen, glauben Sie uns, entschlagen Sie sich mit Verachtung und Stolz dieser gefährlichen Neugierde, welche Sie erniedrigt, ohne daß Sie es ahnen.

Wenn diese Frauenzimmer in Ihren Gesichtskreis treten, so wenden Sie die Blicke weg — wenn ihr Name Ihre Ohren trifft, so bemühen Sie sich ihn nicht zu hören.

Gedenken Sie der Achtung, welche Ihnen die Menschen schuldig sind, die Sie umgeben, und verlassen Sie nie

die Sphäre, welche Ihre eigene ist, um die Miasmen einer unreinen Atmosphäre einzuathmen.

Möge Ihre Würde, Ihr gerechter Stolz mit Verachtung diese Frauenzimmer zermalmen, die es wagen, sich als Ihre Nebenbuhlerinnen zu betrachten und die sich täglich mehr zu erheben suchen.

Die kostbaren Vorzüge, welche Gott in Ihre Seele, wie in sein reinstes Heiligthum gelegt hat, sind Nächstenliebe, Nachsicht und Güte. Seyen Sie nachsichtsvoll, liebreich und gutherzig gegen diese armen Mädchen, die sich in der Liebe verirrt haben. — Reichen Sie ihnen eine hilfreiche Hand; — verzeihen Sie wie Christus denjenigen, welche viel geliebt haben, gegen jene aber, die sich viel verkauft haben, seyen Sie ohne Mitleid, denn unter der Gypshülle ihres Leibes ist kein Herz und keine Seele!

Nun genug, ja, zu viel! Vergebung für diese lange Abschweifung; möge sie nicht ganz nutzlos seyn! . . .

XII.

Fräulein Tata Maryland. Profil eines Gläubigers.

Wir lassen nun wieder, wenn es beliebt, den Faden des vorhergehenden Capitels fortlaufen und treten, wenn es gefällig ist, bei dem Fräulein Tata Maryland ein.

Fräulein Maryland bewohnte ein sehr hübsches Quartier in der Straße la Victoire, fast an der Ecke der Straße Chauchat.

Ganz Paris kannte der Luxus ihrer Einrichtung.

Ihre prunkvollen Toiletten stellten ihre Nebenbuhlerinnen in Schatten und brachten ihre Gefährtinnen in der großen Oper zum Seufzen, was ihr unendlich schmeichelte.

Sie besaß sehr viele Schmucksachen, welche abwechselnd in einem eleganten Kistchen von Rosenholz und in den gastfreien Bureaux der Straße des=Blancs=Manteaux lagen, wo sie als gewohnte Besucher jederzeit bereitwilligst empfangen wurden.

Um eine Laune zu befriedigen, um sechs neue Kleider zu kaufen, um ihren Leuten den Lohn auszubezahlen, oder um ein gutes Werk zu thun, nahm Maryland nie einen Anstand, eine Partie Schmuck nach Mont=de=Piété zu schicken.

Bei der nächsten Gelegenheit aber füllte sich das Geldkästchen wieder mit Hilfe eines Wechselagenten, eines Familiensohnes oder eines reichen Fremden, indem sie ihr Kammermädchen abschickte, das eigens mit dem Geschäfte betraut war, die Erkenntlichkeiten einzuziehen, die sie scherzweise ihre Ammenkinder zu nennen pflegte.

In dem Momente, als wir in die Wohnung der hübschen Koryphäe der kaiserlichen Akademie der Musik und des Tanzes eintreten, war Tata Maryland noch kaum aufgegestanden, obwohl es schon zwei Uhr Nachmittags vorüber war.

Unbekümmert um die Geldfrage, welche jeden Monat den Betrag ihrer Besoldung überstiegen, fehlte sie bei der Tanzlection und bei der Probe in Folge eines Soupers, welches sich weit in die Nacht hinein verspätet hatte.

Ihre Haare rollten zur Hälfte auf die Schultern herab, da sie ohne Kunst zusammengebunden waren, und durch ihr Gewicht den Muschelkamm herabzogen, der sie festhalten sollte.

In dieses wunderschöne Haar fuhr sie von Zeit zu Zeit mit ihren rosigen Fingern, um die Zöpfe von ihrem frischen Gesichte zu entfernen, die ihr so gern das düstere Aussehen einer reumüthigen Magdalena gegeben hätten, wenn nicht ihre kleine, cokette, an der Spitze etwas gebogene Nase, ihr höhnischer Mund und der störrige Ausdruck ihrer Physiognomie das eben gebrauchte Epitheton förmlich Lügen gestraft hätte.

Sie zog um ihren dünnen Leib die Falten eines rosenfarbigen Pudermantels zusammen, der ganz mit Stickereien, Spitzen und Bändern garnirt war, frei von dem Zwang

eines Leibchens, in sich selbst zusammengefaltet, wie eine Katze, die in einen Knäuel sich kauert, so saß Maryland auf einem Divan von algierischem Stoffe im Hintergrunde eines Toilettecabinetes, das von indischem Mousseline überspannt war.

In dieser Lage hatte das hübsche Mädchen auf dem Divan vor sich ein Spiel Karten, wovon ein Theil im Halbkreise aufgelegt war, während der Rest noch in ihrer linken Hand lag.

Zu ihrer Rechten lagen ein Packet ausgelüfteten Tabaks, in Papier gewickelte Cigarren und eine Schachtel mit Zündhölzchen.

»Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben!« murmelte sie, ganz roth von anhaltender Aufmerksamkeit und jeder benannten Karte mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand folgend. »Carreau-Aß! ein Brief! ah, das ist mir recht! — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben: Pique-König! Ein Rechtsgelehrter — alt! — Was will mir denn dieser Mensch? — Ha, ich treffe ihn schon dreimal in einem Spiele. Ich habe sicher einen Advocaten in Flammen gesetzt. — Nu, wir werden sehen!«

Sie fing abermals zu zählen an, aber in Gedanken:

»Pique-Dame! — eine böse Frau, Verrätherei!« rief sie, »das ist Fernanda. — Aß! willst du dich packen? Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Coeur-Bube! ein junger, blonder Mann und beglückter Liebhaber, — das ist Raoul — ei, daß es nicht Eduard ist, oder jener kleine, hübsche Schauspieler, oder ein Anderer! — Die Karten sind dumm! — Sie sollten einen Namen tragen, da brauchte man nicht zwei Stunden zu suchen — aber diese Buben hei-

ßen so drollig Lancelot, Lahire 2c.; hat man denn jemals einen Liebhaber dieses Namens gehabt? — Indeß gleichviel! — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Treff-Acht! — Geld! halt, das ist Glück! ich habe gerade morgen einen Conto zu bezahlen und bin versichert, dieser armselige Vater Carcan wird keine Gnade mit mir haben! — Es ist indeß schon lang, daß diese Kleider zerrissen sind. — Ah, Coeur-Sieben, Liebe! — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! Treff-König, wieder ein Alter! — Diese Karten sind verdrießlich wie der Regen und dumm wie sechsunddreißig Kohlköpfe! — Sie sagen mir diesen Morgen nichts. Ein Haufe Alter, — ich danke dafür, man sieht deren genug in der Oper. Das kommt vielleicht davon her, weil ich diese Nacht Seekrebse gegessen habe. Die Mutter Louchon behauptet, damit das Spiel gut sey, müsse man nüchtern seyn. — Wirklich, ich werde auf die Mutter Louchon warten; das ist Eine, die nur immer Angenehmes voraussieht. Drei Franken und ein Glas Wein! das kommt nicht hoch — und ich glaube einmal daran! ich mache immerhin den Versuch, um zu sehen, ob es heute kommen wird!«

Maryland hatte kaum angefangen die Karten zu mischen, als ein Kammermädchen die Thür leise öffnete und langsam in das Boudoir schlüpfte.

»Sagen Sie doch, Madame,« begann sie in einem unumwundenen Tone, der keine tiefe Ehrfurcht gegen ihre Gebieterin bewies.

»Was willst Du denn, Lisa?«

»Es ist Jemand hier, der mit Ihnen zu sprechen verlangt.«

»Wer denn?«

»Der Tapezierer.«

»Herr Nogard, der armselige Rothbackige? ich wette, er bringt mir zum dritten Male seinen Conto. — Das ist doch ein zäher Mensch, dessen man sich nicht entledigen kann. Sag' ihm, daß ich bei der Probe bin.«

»Er hat im Theater nach Madame gefragt.«

»He doch, der Irokese thut sich gar keinen Zwang an. Sag' ihm, daß ich ausgegangen bin.«

»Der Portier hat ihm gesagt, Sie wären zu Hause. O, er ist ein Schlaukopf! Er plauderte zwei Stunden mit den Thürstehern und Dienstleuten und weiß Alles.«

»Ist es also ein Stadtsergeant? He! sieh ein wenig nach in der Schublade des Toilettetisches.«

»Es ist nichts darin,« versetzte Lisa, während sie mitten unter den Kämmen, Bürsten, Pomadetiegeln und Fläschchen herumwühlte.

»In der japanischen Vase auf dem Camin.«

»Ah, das klingt!«

»Nun?«

»Ein, zwei, fünf, neun Louisdor und drei Franken... fünfzig ...«

»Teufel, sein Conto lautet auf sechstausend Franken.«

»Wir haben den Rubinschmuck.«

»Soll ich ihn für diesen Menschen da hingeben? Ja, sonst machte ich solche Dummheiten und alle Welt fiel über mich her. — Aber jetzt ist das eine andere Geschichte.«

»Was ist also zu thun?«

»Sag' ihm, daß er eintrete. Ich will ihn ein wenig sauber empfangen.«

*

Und Maryland sprang vom Divan herab, faßte mit beiden Händen die Bänder ihres Pudermantels und knüpfte sie in aller Eilfertigkeit.

Herr Nogard trat ein.

Er war ein kurz gewachsener Mann, mager und rothhaarig.

Er zwang seine falsche und verschmitzte Physiognomie, ohne daß es ihm gelang, offen und liebenswürdig zu erscheinen.

Er war eine von den Notabilitäten der ehrsamen Innung der Tapezierer.

Mit der Liebe zu seinem Stande verband er eine heftige Leidenschaft für politische Neuigkeiten.

Als ein würdiger Budensitzer von Paris war er stets unter allen Regierungen auf Seite der Opposition.

Am 22. Februar 1848 schrie er: »Es lebe die Reform!« bedauerte am 25. bitter Louis Philipp und sprach von seinem Haß gegen die Republik.

Er votirte für Lamartine im Monate März, und für den Prinzen Napoleon im Monat December, — dann hatte Cavaignac im Jahre 1849 alle seine Sympathien.

Bei der allgemeinen Wahlstimme endlich, welche das Kaiserreich wieder herstellte, war er wüthender Demokrat bis zu dem Momente, wo ihn ein Decret zum kaiserlichen Lieferanten erklärte und ihn zum warmen Parteigänger der gegenwärtigen Regierung machte.

Zum Glücke für Frankreich stützt sich das Kaiserthum auf festere Schultern, als die des Herrn Nogard sind. — So lange die Nägel und Schrauben, welche an sein Maga-

zin das azurne Schild mit dem goldenen Adler heften, ihm anzeigen werden, daß sein kaufmännisches Interesse in der Aufrechthaltung der bürgerlichen Ordnung ruht, wird er getreu seyn . . . nicht seinem Könige . . . sondern seiner Cassa.

Uebrigens behauptet er, daß er nie seine Meinung ändern werde. Vielleicht glaubt er es, ... doch ist es erlaubt daran zu zweifeln.

Wie viele gute Bürger von Paris, wie viele vortreffliche Familienväter und köstliche Nationalgarden können sich in diesem Porträt wieder erkennen!

Herr Nogard trat ein, in der einen Hand seinen Hut, in der andern eine Rolle Papier und verbeugte sich tief.

Er hatte erst nach verweigerter Bezahlung ein Recht, insolent zu seyn. Er wollte mit einer Phrase anfangen, welche er dem kindischen Gesetzbuche der ehrsamen Bürgerzunft entlehnte, als Maryland, die ärgerlich über seinen Besuch, nichts sehnlicher wünschte, als denselben abzukürzen, sogleich das Feuer aufs Dach setzte.

»He doch,« sagte sie, »wollen Sie denn dreimal in der Woche kommen, um mich mit Ihrer Gegenwart zu reizen?«

»Madame,« antwortete Herr Nogard, indem er sich mit einer Miene verletzter Würde emporrichtete, »ich komme, um . . .«

»Um Ihre Bezahlung?« fiel das junge Mädchen ein. »Ich weiß das; glauben Sie denn, ich vergesse es, daß ich Ihnen sechstausend Francs schuldig bin?«

»Ich glaube recht gern, daß sich Madame erinnert.«

»Parbleu! Sie ließen mich gewiß nicht darauf vergeſ-

sen. Aber was wollen Sie? Geld, nicht wahr? Nun, kommen Sie ein anderes Mal wieder!«

»Unmöglich, Madame! ich habe morgen Früh einen Wechsel zu bezahlen; ich rechnete absolut auf die Berichtigung dieser kleinen Note und Sie begreifen ...«

»Ich begreife nur, daß ich für den Augenblick kein Geld habe. Wenn Sie nun alle Wechsel in der Welt zu bezahlen hätten, so würde das bei mir die Sache nicht ändern.«

»Wie! Madame, ich muß mein Geld haben!«

»Sie langweilen mich, Sie sind ein stolzer Duckmäuser, Sie! Vor sechs Monaten ließ ich meine Einrichtung neu herstellen. Sie brachten mir eine Rechnung von sechsundvierzigtausend Franken, die Ihnen sogleich ausbezahlt wurden. Lord Wilnery ist bei Ihnen gewesen und brachte Ihnen das Papier Joseph. . .«

»Das weiß ich wohl, Madame. Auf jene Rechnung nehme ich auch nichts mehr in Anspruch.«

»Das ist ein Glück. Zwei Monate nachher zog ich aus. Ein zweiter Conto von achttausend Franken bezahlt von . . . ich weiß nicht mehr von wem. Kurz, jetzt schulde ich Ihnen sechstausend elende Franken und können Sie mich nicht in Ruhe lassen, nachdem ich Ihnen vierundfünfzigtausend Franken bezahlt habe?«

»Glauben Sie mir, Madame, es ist wider meinen Willen, daß ich Sie quäle, allein die Geschäfte gehen so schlecht, viel schlechter als im vorigen Jahre.«

»Ich kenne diese Vorwände. Bei Euch gehen die Geschäfte immer schlechter als im vorhergehenden Jahre. Nach dieser Berechnung müßten sie schon verteufelt lange gar nicht

mehr gehen. So sind die Kaufleute; o, ich weiß das auswendig. Wenn Eine von uns in eure Magazine geht, und wenn sie hübsch und gut angezogen ist, überschüttet man sie mit Waaren und verspricht ihr alle möglichen Erleichterungen. Man feiert sie und streut ihr Weihrauch, denn Ihr wisset recht gut, daß wir niemals wahrnehmen und Untersuchungen anstellen, ja, dies noch viel weniger. Ihr basirt im Voraus euren Nutzen auf eine Leidenschaft, die unsere schönen Augen entzündet, wenn aber die Leidenschaft sechs Wochen lang säumt, sich zu offenbaren, so kommt Ihr alle Tage, um uns zu ärgern.«

»Aber wir müssen ja zu unsern Fonds zurückkehren, da wir nicht ewig auf Credit nehmen können.«

»Warum fanget Ihr aber gerade bei uns an? Haben wir denn Renten und Besitzthümer? Haben wir Eisenbahnen und dreiprocentige Papiere?«

»Kurz, Madame, ich kann in diese Einzelheiten nicht eingehen. Ich muß heute noch mein Geld haben.«

»Ich habe keines.«

»Sie werden es finden, das ist Ihre Sache.«

»Gehen Sie weiter!«

»Madame, glauben Sie etwa, die Geschäftsleute können diese Antwort auch den Austrägern der Bank geben, wenn sie Wechsel präsentiren?«

»Antworten Sie was Sie wollen, ich schlage darüber ein Schnippchen.«

Hier sah Herr Nogard ein, daß er grob werden dürfe in Anbetracht als er überzeugt seyn konnte, daß Maryland ohne Geld sey. Er setzte also seinen Hut auf den Kopf, lagerte sich stolz auf einen Sessel hin und sagte:

»Ich werde von hier nicht weggehen, ohne bezahlt zu seyn. Ah, das lehrt mich Vertrauen haben in solche Mädchen, wie Sie sind!«

»Was denn, elender Rothkopf?« rief Maryland wüthend über die Grobheit des Tapezierers. »Ein Mädchen wie ich wiegt wohl einen Krämer auf, wie Sie sind, der auf die Liebhaber der Loretten speculirt. Glauben Sie mir etwa Furcht einzujagen? Ich sage Ihnen fürs Erste, daß ich kein Geld habe und dann sage ich Ihnen, nehmen Sie so schnell als möglich Ihren Hut ab.«

Die Tänzerin näherte sich wirklich dem Gewerbsmann und ließ mit der Kehrseite ihrer weißen Hand den Hut springen.

Herr Nogard stand gleichfalls wüthend auf.

Maryland riß heftig an der Schelle.

»Laß Georges und Jerome heraufkommen,« sagte sie zu ihrem Kammermädchen; »man schleppe den Herrn da zur Thüre hinaus, und zwar augenblicklich!«

»Ah, das will man?« sagte der Tapezierer und suchte seinen Zorn zu dämpfen. »Nu, Sie werden zusehen, ich will Ihren Conto meinem Huissier übergeben und wir werden dann sehen.«

»Wir werden nichts sehen; wenn Sie mich wollen einziehen lassen, so untergrabe ich Sie bei diesen Damen und meine Freunde werde ich abhalten, zu Ihnen zu gehen.«

»Es ist gut, ich werde thun, was mir gut dünkt,« antwortete Nogard, und wandte sich der Thüre zu.

»Gute Reise! Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen Geld schicken werde, sobald ich welches bekomme, kommen Sie also nicht mehr hieher, bevor ich es Ihnen sagen lasse.«

Und während ihn Maryland mit einem letzten Kopfnicken verabschiedete, brannte sie ruhig eine Cigarre an.

»Sie thaten vielleicht Unrecht, ihn so zu behandeln,« sagte Lisa, als sie mit ihrer Gebieterin allein war.

»Laß mich, ich kenne diese Krämerzunft. Wäre ich recht sanft, recht demüthig, recht artig gewesen, hätte er mir gar nichts nachgegeben und wäre dreimal im Tage wiedergekommen.«

»Wenn er Sie nun verfolgen sollte?«

»Das hat keine Gefahr! — Ach wenn ich eine arme Familienmutter, recht ehrbar und unglücklich, wäre, würde er offenbar keine Schonung haben, aber ich bin Tata Maryland! Er wird hoffen, daß ich einem fremden Fürsten, oder einem Mylord in die Augen steche, und darum wird er gar nichts thun, denn er fürchtet sich, daß er künftig an mir eine Kundschaft verliere, . . . Sieh nur, so muß man diese Schlingel behandeln, um sie geschmeidig zu machen wie ein Paar Handschuhe von Jouvin.«

»Apropos! die Mutter Coquillard ist da.«

»Wo denn?«

»In der Küche, wo sie schon eine Bouteille Wein ausgeleert hat; wenn Sie sie nicht sogleich vorlassen, wird der Keller leer.«

»Nun denn, sie soll kommen. Dieser bin ich nichts schuldig .., im Gegentheil!«

»Sie können kommen, Frau Coquillard!« rief Lisa, ohne sich von der Stelle zu rühren.

XIII.

Die ehrsamen Mütter der Pensionärinnen der kaiserlichen Akademie der Musik. — Maryland. und Maximus.

Die Thür ging bescheiden auf und es trat eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren ein — klein, sehr dick, — von zweifelhafter Nettigkeit, auf dem Kopf einen Hut von Binsenstroh, auf dem sich ein wahrhafter Kunstgarten schaukelte und eingewickelt in einen weiten Tartan mit allerlei Flecken besudelt.

Ein Kleid von Merinos, der einst hellgrün war, — unten ausgefranset, und ein ungeheurer Korb, der an ihrem linken Arme hing, machten das ganze Costum dieser Matrone aus.

Was die Physiognomie betrifft, so war die Nase veilchenblau, die Augen röthlich, die Oberlippe voll Tabak, die Wangen carmoisinroth, die Zähne morsch, die Miene süßlich, gemein und verschmitzt.

Sie glitt auf dem Teppich dahin, hielt bei der Begrüßung der Tänzerin in der dritten Position an und sagte mit ungemeiner Beweglichkeit:

»Guten Tag, Mamselle Maryland! — Wie geht es denn? — Gut! — Nun, desto besser, und mir schlecht,

wie Sie sehen. Dank! — Immer hübsch lieb und verführerisch. — Ich sag' es nicht, um Ihnen zu schmeicheln, aber mit Augen, wie Sie da haben, kann es Ihnen an Anbetern nicht fehlen.«

»Man klagt auch nicht, Mutter Coquillard.«

»Und mit einem Gesichtchen, wie Sie haben, mit Armen, Beinen und Schultern zum Entzücken wird man Sie nicht in einem armseligen Pas de quatre debutiren lassen wollen.«

»Bah! das wird später kommen.«

»O, mein Gott! man muß zu warten verstehen. Das hab' ich auch vorgestern noch zu meiner Tochter gesagt. Eben dieser armen Katze wegen komme ich heute, um mit Ihnen zu sprechen, Fräulein Maryland, da Sie ein so famos gutes Kind sind . . .«

»Nun denn, was wollet Ihr, Mutter Coquillard?«

»O, Sie haben so schöne Bekanntschaften, Mamselle Maryland, und Sie dürften nur ein Wort sprechen, damit man Chouchoutte in die erste Reihe der Figurantinnen stelle, anstatt sie in der zweiten zu lassen. Sehen Sie, Mamselle, die erste Reihe gibt einem Mädchen Ansehen . . .«

»Nun, wir werden sehen, Mutter Coquillard!«

»Ah, Wetter! Mamselle, ich sollte es nicht sagen, aber meine arme Tochter verdient wohl die Gunst des Schicksals, sie ist artig und gut erzogen, sie tanzt wie Vater und Mutter und . . .«

Die Alte war im Zuge, die Apologie von Chouchoutte fortzusetzen, als Maryland auf einen heftigen Stoß der Glocke aufsprang und rief:

»Lisa, sieh doch! wenn es ein junger Mann ist, brünett und hübsch, so führe ihn in den Salon und ersuche ihn, auf mich zu warten.«

Die Zofe verschwand und kehrte sogleich wieder zurück.

»Nun?« fragte ihre Gebieterin.

»Es ist in der That ein junger Mann brünett und schön.«

»Kennst Du ihn?«

»Ich habe ihn hier noch nie gesehen.«

»Hat er seinen Namen gesagt?«

»Er sagte, daß ihn Madame erwarte.«

»Er ist es!« rief Maryland vor Freude springend. »Schnell, mein schönstes Hauskleid, das graue und rothe. Jetzt binde mir die Haare auf, gib mir ein Flacon. Gut.«

»Hören Sie, Mamselle,« bemerkte Frau Coquillard, »wenn es ein Herr von der großen Oper wäre, so könnten Sie . . .«

»Geht zum Teufel mit eurer Tochter!« fiel Maryland ein und ging rasch fort.

»Ah, Du Betteldirne! ah, Du Glückspilz,« brummte die Mutter der Mamsell Chouchoutte, »Du hast gut reden! meine Tochter wird schon vorwärts kommen — wird Cachemirs und Diamanten haben. Sie wird sich schmücken! Ah! Lisa,« fuhr sie laut fort, »wie sehr ist eine arme Mutter zu beklagen, die ihr Kind zu placiren hat. Gibt es noch etwas Liqueur? ich möchte recht gern ein oder zwei kleine Gläschen nehmen, ich fühle mich ganz bewegt.«

Und die Frau Coquillard begab sich mit Lisa in die Küche.

Die Person, welche Lisa in den Salon von Maryland geführt hatte, war der Graf von Santeuil, welcher zum ersten Mal zu der Tänzerin kam.

Als das junge Mädchen rasch die Thür öffnete, sah sie Maximus da stehen, den Hut in der Hand und einen neugierigen Blick auf die schöne Einrichtung werfend, die ihn umgab.

Sie ging lebhaft auf ihn zu, reichte ihm ihre kleine Hand und zeigte ihm einen Sitz.

»Es ist sehr schön von Ihnen, mein lieber Maximus,« sagte sie, indem sie sich in einen breiten Lehnstuhl wie ein Knäuel hinkauerte, »es ist sehr schön, daß Sie endlich zu mir kommen.«

»Beeilen Sie sich nicht mir zu danken, mein werthes Kind,« antwortete der Graf lächelnd, »Ihr gestriger Brief ist die einzige Ursache meines Besuches. Was haben Sie mir denn so Wichtiges zu sagen?«

»Eine Menge Dinge; ich weiß aber gar nicht, womit ich anfangen soll.«

»Erzählen Sie nach Ihrem Belieben.«

»Nun denn, zuerst von Fernanda, an der nicht viel ist, denn sie ist eine schlechte Creatur.«

»Ich dachte, sie sey eine Ihrer Freundinnen?«

»Freundinnen! haben denn wir Mädchen Freundinnen? Ich besuche sie, weil man sich bei ihr gut unterhält. Sie ladet mich ein, weil sie nicht anders kann, und ist mit mir freundlich, weil sie weiß, daß ich Schnabel und Fingernägel habe und ohne Scheu Jedem antworte, der mich angreift, sie haßt mich aber vom Herzen und ich erwiedere ihr

das recht gut! Sie wissen also, mein lieber Maximus, daß sie gegen Ihre Cousine höchst feindselig ist.«

»Gegen die Frau von Lycenay?« rief Santeuil. »Haben Sie mich also berufen, um von ihr mit mir zu sprechen.«

»Ja, von ihr und von Ihnen.«

»Wie das, erklären Sie sich.«

»Ei, wie ungeduldig Sie sind! Warum sind Sie denn nicht früher gekommen? denn ohne Ihnen einen Vorwurf zu machen, ich habe Ihnen seit acht Tagen dreimal geschrieben und Sie sind erst auf meinen dritten Brief gekommen.«

»Vergeben Sie mir, Geschäfte von größter Wichtigkeit haben meine ganze Zeit in Anspruch genommen, aber ich bitte, fahren Sie fort! Was wollten Sie sagen, da Sie von der Frau von Lycenay sprachen?«

»Hören Sie, mein Guter! . . . Ich kenne Ihre Cousine nicht, ich habe sie nur ein paarmal in der Oper und beim Pferderennen gesehen, aber sie ist so hübsch, hat eine so gutmüthige, so sanfte, so wenig stolze Miene, daß ich behaupte, man müßte kein Herz haben, wenn man ihr Böses zufügen wollte. Diese liebe arme Frau hat das Gesicht eines Engels und obwohl ihr Fernanda das Schlechteste nachsagt, so will ich Ihr doch nützlich seyn.«

Maryland erzählte nun alle jene Details von der Soirée bei Fernanda an dem Tage des Pferderennens von La Marche.

Unsere Leser erinnern sich gewiß noch daran, daß es an jenem Abende war, wo der Vicomte von Cerny geschickt die Verleumdungen auskramte, welche dann am folgenden Tage die furchtbare Scene bei der Frau von Lycenay zur Folge hatten.

Wie wir gesehen haben, hat sich Maryland von der Geliebten des Barons nicht bethören lassen, auch entschloß sie sich am nächsten Tage Maximus zu benachrichtigen und ersuchte ihn brieflich, zu ihr zu kommen.

Der Graf von Santeuil hatte es im Café Anglais bemerkt, daß die herausfordernde Sünderin ein Auge auf ihn geworfen und er glaubte in dieser Correspondenz die Fortsetzung eines Planes zu erblicken, der auf seine Verführung abgesehen war.

Ganz beschäftigt mit seiner Cousine, kümmerte er sich wenig um eine Verbindung mit Maryland und zeigte sich nicht willfährig gegen ihre Bitte.

Als ihm aber in dem Zeitraum von acht Tagen auf den ersten Brief ein zweiter und dann ein dritter zukam, sah er ein, daß ihm Tata wirklich etwas Ernstliches mitzutheilen habe, aber weit entfernt zu vermuthen, daß es sich um die Frau von Lycenay handeln werde, entschloß er sich, einem so dringlichen Verlangen nachzugeben.

Je weiter die Tänzerin sprach, desto mehr steigerte sich die gespannte Aufmerksamkeit von Maximus. Indem er auf diese Weise die Quelle der Verleumdungen entdeckt, mit denen man seine arme Cousine wie mit einem höllischen Netze umstrickte, stieg ihm die Röthe ins Gesicht. Die Glut des Zornes entzündete ihn immer mehr und während seine zitternde Hand mit Ungestüm den Muschelknopf seines Stockes drückte, zerwühlte das entgegengesetzte Ende einen herrlichen Teppich von Smyrna.

Als endlich Maryland zu der Schlußrede ihrer Mittheilungen kam, beendete sie dieselbe mit den folgenden Worten:

»Von zwei Dingen das eine — sagte ich zu mir: entweder ist Maximus der Liebhaber seiner Cousine und dann will ich ihn aufmerksam machen, damit man ihre Liebe nicht störe und damit sie fortfahren, glücklich zu seyn, — oder alles das ist nicht wahr und eine abscheuliche Verleumdung wie ich auch glaube, mein Bester, denn Sie sehen ganz und gar nicht so aus wie eine Verliebter und ich darf mir schmeicheln, daß ich mich darauf verstehe . . .«

»Mein Gott!« entgegnete Maximus seufzend, »warum habe ich gesäumt zu Ihnen zu kommen? warum bin ich nicht sogleich auf Ihren ersten Brief hieher gelaufen? Wie viel Leid hätte ich nicht der armen Bertha ersparen können!«

»Ei, das ist Ihre Schuld!«

»Es ist wahr. Indeß danke ich Ihnen, mein liebes Kind, Sie sind ein gutes und braves Mädchen! Erlauben Sie mir, daß ich Sie küsse?«

»O vom Herzen gern!« antwortete Maryland und bot den Lippen des Grafen von Santeuil ihre Stirne dar, die glänzend war wie Marmor.

»Ja, Sie sind ein gutes und braves Mädchen,« wiederholte Maximus langsam. »Sie haben durch Ihre Handlungsweise einer Frau, welche höchst ungerecht unglücklich ist, einen großen Dienst erwiesen. Ich werde Ihnen dafür ewig erkenntlich seyn und betrachten Sie mich von nun an als einen ergebenen Freund, dem Sie nie ein Leid verbergen sollen und auf den Sie immerhin rechnen dürfen . . .«

»Wirklich?« versetzte Maryland mit bewegter Stimme. »Nun denn, was Sie da sagen, macht mir eine Freude, die ich nicht auszudrücken vermag. Auf meine Ehre, ich bin

heute frohmüthiger, als an dem Tage, wo mir jener dicke und dumme Jonathan meinen Coupé geschenkt hat.«

»Sie haben ein gutes Herz, meine liebe Maryland!«

»Ja, ich gestehe es und rühme mich dessen. Wenn man mit mir sanft und offen spricht, kann man alles, was man will, aus mir machen. Ich glaube, daß es Augenblicke gibt, wo ich das Opernhaus fahren lassen könnte, um in ein Kloster zu gehen, aber das dauert nicht lange. Sobald man mich abholt um in Maison d'Or oder bei den Frères-Provençaux zu soupiren, guten Abend Gesellschaft! Es lebe die Freude und der Champagner Clicot's!«

»Ein toller Kopf und ein goldenes Herz!« murmelte Maximus.

»Richtig, Sie haben die Wahrheit gesprochen. Ah!« fuhr das närrische Kind fort, nach gewohnter Weise plötzlich den Ton ändernd, »so ist alles das nicht wahr, was bei Fernanda gesagt wurde?«

»Ich schwöre es Ihnen,« antwortete Maximus ernst.

»Nun denn, so ist das der Ausbund von Schlechtigkeit. Ah diese schurkische Fernanda soll es mir fühlen, ich will ihr zu lachen geben, will ihr ihre hübschen Wahrheiten vorsagen.«

»Nicht doch, wenn Sie mir einen Gefallen erweisen wollen, so werden Sie nichts thun, was diese Frau vermuthen ließe, daß Sie mich gesehen haben. Seyen Sie immer freundlich mit ihr, um das bitte ich Sie.«

»Warum denn? es ist so angenehm, Leuten die man nicht liebt, Unangenehmes zu sagen.«

»Ja, doch machen Sie sie aufmerksam und ich will nicht, daß sie in dieser Hinsicht auf ihrer Hut sey.«

»Gut, das ist diplomatisch. Seyen Sie ruhig mein lieber Maximus; ich kannte einmal einen jungen Mann vom Ministerium des Auswärtigen, welcher darin sehr stark war, wie er wenigstens sagte . . .«

»Also einverstanden?« versetzte Maximus aufstehend, »ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit.«

»Ich werde den Mund nicht aufthun. Wenn ich indeß Ihre Gedanken errathe, und ich bin nicht gar so dumm, wie man behauptet, so wollen Sie Fernanda züchtigen?«

»Ich will der Frau von Lycenay ihren Mann zurückführen und sie dadurch wieder glücklich machen.«

»Wie, sie liebt ihn also noch?«

»Aus ganzer Seele.«

»Ah, potz Blitz, das ist stark! — Mein Gott, wenn mir ein Mann nur ein Viertel von den bösen Streichen machte, welche Lycenay seiner guten armen Frau gespielt hat, ich würde mit ihm grausam verfahren, ich würde ihn mir nichts dir nichts vor die Thür setzen.«

»Meine Cousine hat ein Kind.«

»Und ist besser als ich, das ist richtig. — Sagen Sie doch, Maximus, könnte ich Ihnen denn nicht ein bischen helfen? Das würde mich unterhalten und dann könnte ich Fernanda in Wuth versetzen.«

»Sie können uns, wenn Sie es wollen, behilflich seyn.«

»Wie das?«

»Besuchen Sie oft diese Fernanda und sagen Sie mir genau, was in Ihrer Gegenwart vorgeht.«

»Recht gern. — Sie kommen also öfter hierher?«

»Alle Tage auf einige Minuten, wenn Sie das nicht stört.«

»O, desto besser; ich werde recht froh seyn, wenn ich Sie oft sehe ...«

»Noch einmal Dank und Gott befohlen!«

»Das heißt: Auf Wiedersehen!«

»So versteh' ich es auch.«

Maximus verbeugte sich freundlich vor dem jungen Mädchen, welches ihn bis in das Vorzimmer begleitete.

»Tra, la, la la!« fing sie, in ihr Toilettenzimmer zurückkehrend, an, während sie dazu eine Mazurka im hohen Style tanzte. »Ich will Diplomatie treiben. Fernanda wird rasen, und das zu sehen wird eine Lust seyn. — Ah, gleichviel, Maximus ist ein allerliebster Garçon!«

Und während sie sich eine Cigarrette zurecht machte, trällerte sie:

»Man weiß nicht, was geschehen kann.«

XIV.

Eine Vorstellung.

Lassen wir Fräulein Tata Maryland mit ihrem Kammermädchen eines jener traulichen Gespräche anknüpfen, welche zwischen den Personen dieser ehrsamen Classe und ihren Zofen so gewöhnlich sind, wenn ein junger Mann fortgeht, der eben seinen ersten Besuch gemacht hat, und sehen wir zu, was an demselben Tage und in derselben Stunde in einem andern Hause der Straße de la Victoire vorgegangen ist.

In diesem Hause wohnte seit mehren Jahren schon eine junge Frau, Witwe eines reichen Kaufmanns, Namens Madame Dorcy.

Die Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß der Name dieser jungen Frau schon einmal bei Olivier von Pont-Aven von seinem Freunde Ferdinand Thévenay ausgesprochen wurde, welcher dem Vicomte den Antrag machte, ihn bei der hübschen Witwe vorzustellen, wie er es zu wünschen schien.

Als Olivier diesen Wunsch gegen Ferdinand äußerte, bewog ihn dazu nicht ein einfaches Gefühl von Neugierde, nicht die sehr natürliche Lust, mit einer Person zusammen zu kommen, die man ihm sehr reizend nannte, und welche sich, ohne ihn zu kennen, nach ihm erkundigt hatte, sondern der

unaufhörliche Gedanke, der ihn verfolgte, und das glühende Verlangen, endlich einmal den Namen und das Gesicht des geheimnißvollen blauen Domino zu entdecken.

Olivier konnte zwar in keiner Hinsicht voraussetzen, daß diese Frau Dorcy, von der er nie sprechen hörte, irgend einen Bezug auf seine Unbekannte hätte, oder daß sie selbst diese Unbekannte wäre; doch setzte sich auch allem dem nichts entgegen.

Um mit Jemanden öfter und angelegentlich von einem Menschen zu reden, wie es diese hübsche Frau hinsichtlich seiner mit seinem Freunde Thévenay gethan hat, mußte ein Beweggrund vorhanden seyn.

Olivier gehörte nicht zu der Zahl jener berühmten Persönlichkeiten, mit denen sich die ganze Welt beschäftigt.

Madame Dorcy mußte ihn also kennen, ohne daß er es wußte, und warum sollte sie nun, wenn nicht der blaue Domino, doch wenigstens der schwarze Domino seyn, der gegen ihn nicht so viel Zurückhaltung zu haben brauchte, weil er sich auf keine Weise in die Intrigue von Porte-Jaune verwickelt befand.

Wenn sich das so verhielt, wäre Olivier nahe daran gewesen, den Schleier zu lüften, der seine stets Unbekannte verhüllte, sein Idol, das immer noch maskirt war.

Kurz, auf das hinauf hatte der Vicomte im Augenblicke eine ganze Welt angenehmer Vermuthungen gebaut.

Eine Stunde darauf aber, nachdem er den Besuch im Pavillon von Porte-Jaune gemacht hatte, veränderte sich ganz und gar der Lauf seiner Ideen.

Er fand von nun an so viel Reiz an diesem unverletz-

ten Geheimniß, daß er es nicht mehr zu versuchen wagte, die verbotene Schwelle zu überschreiten.

Da ihm übrigens das neue Rendezvous, welches für den folgenden Tag bestimmt war, neue Hoffnungen gab, war er beinahe versichert, die schöne Unbekannte werde selbst ihr Incognito ablegen.

Als ihn nun Ferdinand zur festgesetzten Stunde abholte, wollte der Vicomte den verabredeten Besuch vereiteln, allein auf die von seinem Freunde gemachte Bemerkung: daß er diesen Morgen an Madame Dorcy eine Bitte gerichtet habe, um die Erlaubniß zu erlangen, ihr Jemanden vorstellen zu dürfen, und daß ihm diese Erlaubniß bereitwillig ertheilt wurde, wornach man sich dieser Ehre nicht entschlagen könnte, ohne eine grobe Unart zu begehen, so begriff Olivier die Zartheit seiner Lage und begab sich zu Fuße mit seinem Freunde nach der Straße de la Victoire.

Beide läuteten an der Thüre der Frau von Dorcy gerade in dem Momente, als Maximus von Maryland wegging.

Ein Bedienter öffnete ihnen die Thüre und nachdem er sie um ihre Namen befragt hatte, ging er voraus bis zu dem Salon und meldete mit lauter Stimme:

»Herr Vicomte von Pont-Aven und Herr Ferdinand Thévenay!«

Eine junge Frau, welche mit einer Stickerei beschäftigt in einer Fensternische saß, stand lebhaft auf und ging den Besuchern entgegen.

Madame Dorcy war fünfundzwanzig Jahre alt, von mittlerer Statur, üppig und schlank (das Eine schließt das Andere nicht aus), niedlich und anmuthsvoll.

Ihr Gesicht bot zwar keine große Reinheit der Züge und hätte kein allzu detaillirtes Examen ausgehalten, hatte aber nichtsdestoweniger etwas Geistreiches, Lebhaftes und Einnehmendes, das für den ersten Anfang bezauberte.

Kurz, wenn sie auch nicht eine sehr hübsche Frau war, mußte sie doch sicher ungemein anziehend genannt werden.

Als geborne Pariserin trug sie den Typus des Bürgerthums der Bank oder des hohen Handelsstandes, der koketten, eleganten Bourgeoisie, die gut erzogen und wählerisch ist in ihrem Geschmack, in ihren Gewohnheiten und Sitten.

Ihr Salon, der bei der finanziellen Aristokratie eine Art Berühmtheit genoß, war ungemein prunkhaft und geschmackvoll.

Nach der üblichen Vorstellung und nachdem Jedes Platz genommen, Frau Dorcy bei ihrer Arbeit und die zwei jungen Männer ihr gegenüber, begann die Conversation.

Madame Dorcy besaß Geist, Thévenay einen unerschöpflichen Fond von Witz und heiterer Laune. Olivier fühlte sich sogleich in der besten Stimmung, und nachdem er eine Menge artistischer, literarischer und weltlicher Gegenstände flüchtig besprochen hatte, änderte er plötzlich den Gang der Unterredung, um ohne weitere Vorspiele zu dem Gegenstand zu gelangen, welcher ihm so sehr am Herzen lag.

»Madame,« sagte er, »vergeben Sie mir eine Frage, die ich vielleicht etwas ungeziemend an Sie richte, zu der mich aber Ihr so wohlwollender Empfang fast berechtigt. Sie hatten die Güte, mit meinem Freund Thévenay von mir zu sprechen, habe ich denn vor diesem Tage das Glück gehabt, von Ihnen gekannt zu seyn?«

»Ja, mein Herr,« entgegnete Madame Dorcy lächelnd; »ich kannte Sie, obwohl sehr unzulänglich. Ich wußte, daß Sie sich Vicomte von Pont-Aven nennen; ich wußte, daß Sie Schiffslieutenant waren, daß Sie in der Straße Astorg wohnen und ferner, daß Sie ein eben so geistvoller als artiger junger Mann sind.«

»Sie erweisen mir zu viel Ehre, Madame! Aber ohne Zweifel verdanke ich dieses mir nur allzu lang unbewußte Glück dem Zufall, denn ich bin versichert, vollkommen versichert, wenn ich je so glücklich gewesen wäre, mit Ihnen zusammenzukommen, wäre es auch vor zehn Jahren geschehen, so würde diese Begegnung nie meinem Gedächtnisse entschwunden seyn . . .«

»Das beweiset, Herr Vicomte! daß Sie nicht sehr viel auf dieses Gedächtniß, von dem Sie sprechen, rechnen sollen.«

»Wie das, Madame?«

»Ich habe von Ihnen selbst alle die Details, welche Sie betreffen.«

»Von mir?«

»Persönlich.«

»Ich ersehe, Madame, daß ich mir diesen Scherz durch die Indiscretion meiner Bitte zugezogen habe,« antwortete Olivier mit einer Verbeugung und einem Lächeln.

»Aber das ist ja kein Scherz.«

»Was ist es denn?«

»Eine einfache Wahrheit.«

»Wie, ich habe das Glück gehabt, Sie zu sehen?«

»Und noch mehr, Sie haben mit mir gesprochen und

ich habe Ihnen geantwortet; Sie haben mir Ihren Arm angeboten, ich habe ihn genommen, und ich glaube sogar, daß Sie auf dem Punkte standen, mir die Hand zu küssen.«

»Haben Sie mir also in einem fremden Lande alle diese Gunst erwiesen?« fragte Olivier, dem das Herz zu pochen anfing.

»Nicht in der Fremde.«

»Wo denn?«

»In Paris selbst.«

»Bei meinem letzten Urlaub?«

»Lange nachher.«

»Aber wann?«

»Es sind noch nicht zwei Monden.«

»In einer Gesellschaft?«

»Nein.«

»Also in einem öffentlichen Garten? in einem Gedränge? auf dem Boulevard?«

»Auf der Straße, Herr Vicomte.«

»Auf der Straße?«

»Ja, auf der Straße.«

»Nun dann . . . Nein, nein, es ist unmöglich!« sagte Olivier.

»Allons! ich will Ihren Geist nicht länger auf die Folter stellen,« versetzte Frau Dorcy lächelnd. »Alles, was ich Ihnen da gesagt habe, ist wahr, doch gestehe ich Ihnen zu, daß Sie mich unmöglich kennen konnten.«

»Das ist ein Logogryph,« bemerkte Thévenay.

»Und ich bitte demüthig um die Lösung davon,« sagte Olivier, der recht gut zu begreifen anfing, der es aber durchaus nicht scheinen wollte.

»Was, Herr von Pont-Aven, erinnern Sie sich denn nicht mehr an jenen gewissen Opernball, wo Sie so artig zwei arme Frauen in Schutz genommen haben?«

Olivier fuhr zusammen.

Der Zweifel wurde zur Gewißheit.

»Der Opernball!« stammelte er.

»Allerdings, mein Herr, und nehmen Sie bei dieser Gelegenheit, wenn auch etwas spät, all den Dank hin, den Sie verdienen.«

»Was, Sie waren es?«

»Ja, ich, in Gesellschaft einer meiner Freundinnen.«

»Köstlich,« rief Thévenay in Lachen ausbrechend, »ein wahrhaftes Sujet zu einem Vaudeville.«

»Sie trugen also einen schwarzen Domino?« murmelte Olivier mit sichtlicher Aengstlichkeit.

»Nein, mein Herr! meine Gefährtin war in einem schwarzen, ich hatte einen blauen Domino.«

XV.

Wo von der Vervielfältigung der blauen Dominos gehandelt wird.

»Sie, Madame, Sie, der blaue Domino!« rief der junge Seemann, der sich nicht länger zu beherrschen vermochte, denn da er bei dieser Dame keines der Details wieder fand, die ihm bei seiner geheimnißvollen Unbekannten aufgefallen waren, so wollte er seinen Ohren nicht trauen. »Unmöglich!« sagte er, »unmöglich!«

»Wie unmöglich?« entgegnete die junge Witwe. »Wenn Sie jedoch zweifeln, so kann ich meiner Kammerfrau läuten, und Ihnen den Domino, wie er war, bringen lassen; denn er wurde nicht zum zweiten Mal gebraucht, ich versichere Sie, und Sie hatten allerdings Recht, als Sie uns voraussagten, daß unsere Neugierde ihre Strafe in sich selber finden würde! Welch ein schreckliches Gericht! Ah, wie wir geschworen haben, man werde uns nicht mehr betreten . . .«

»Aber ich begreife nicht, nein, ich begreife es nicht!« murmelte Olivier und fuhr mit seiner eiskalten Hand über seine brennende Stirne.

»Das ist doch ganz einfach!« erwiederte Frau Dorcy, welche die Unruhe des Vicomte nicht begreifen konnte. »Stellen Sie sich vor: seit langer Zeit schon verzehrte mich die

Sehnsucht, einem jener Bälle beizuwohnen, von denen man Wunderdinge erzählt. Ich wagte aber diesen etwas excentrischen Wunsch Niemanden zu gestehen, als eine ehemalige Mitschülerin im Pensionate, eine intime Freundin, deren Gemal in der Provinz lebt, nach Paris kam, um hier einen Theil des Winters zuzubringen. Da ihr Gemal seine Reise nach Belgien fortsetzen mußte, blieb sie drei Wochen lang bei mir. Ich vertraute Ihr meinen Einfall und sie war sogleich bereit, theilzunehmen, und wie zwei Närrinnen machten wir uns auf den Weg nach dem Opernhause, gut maskirt, den Kopf gut eingehüllt, so daß uns Niemand, wer es sey, erkennen konnte. Nun, das Uebrige wissen Sie.«

»Nun denn!« versetzte der Vicomte stotternd, da er nichts Anders thun konnte, als glauben, »so waren Sie es, Madame, die mir geschrieben hat?«

»Nicht ich, sondern meine Freundin, welche in der Hoffnung, daß sie die verdrießlichen Folgen dieses Abenteuers verhindern könnte, eine unschuldige Kriegslist ersann.«

»So ist es jene Dame, welche . . .« Olivier hielt inne, bald Frau Dorcy, bald Thévenay anblickend, denn er wollte von dem Rendezvous von Porte-Jaune sprechen, doch genirte ihn die Gegenwart seines Freundes, vor dem er eine grobe Indiscretion zu begehen fürchtete. Er wollte indeß um jeden Preis die Lösung des Räthsels wissen, das ihn quälte.

»Fahren Sie fort, Herr von Pont-Aven,« sagte Frau Dorcy graziös.

»In der That, ich weiß es nicht, ob ich soll . . .« antwortete der Vicomte zaudernd und warf der jungen Witwe

ein Zeichen und einen Blick zu, die sie beide nicht zu verstehen schien.

»Um Vergebung, Madame,« sagte hierauf Ferdinand, indem er aufstand, »ich habe ein Stelldichein im Théâtre-Français um halb vier Uhr und sehe mich genöthigt, um Entschuldigung zu bitten.«

Thévenay hatte einen doppelten Beweggrund, einen Vorwand für sein Fortgehen zu suchen.

Er sah für's Erste Oliviers Verlegenheit, die er seiner Anwesenheit zuschrieb, und er wünschte ihn mit der Frau Dorcy allein zu lassen, überzeugt, daß er ihm damit einen Dienst erweise.

Seit ihm ferner die junge Frau entdeckt hatte, daß sie einer jener zwei Dominos in der bewußten Ballnacht gewesen, fühlte er sich sehr übel gestimmt. Unsere Leser werden dies zu würdigen wissen, wenn sie sich erinnern, daß Ferdinand unter jenen betrunkenen Pierrots war, welche dem Eintritt der jungen Frauen in den Opernball hinderlich in den Weg getreten sind.

»Nicht doch, bleiben Sie, Herr Thévenay,« versetzte lebhaft Frau Dorcy. »Der Herr von Pont-Aven hat mir nichts Heimliches mitzutheilen. Uebrigens ist unser Abenteuer damit zu Ende und hat keine weitere Folge.«

»Keine weitere Folge,« rief Olivier.

»Keine, so viel ich wenigstens weiß,« antwortete die junge Frau mit sichtlicher Verwunderung über den Ausruf des Vicomte.

»Aber jene Fortsetzung der Correspondenz?«

»Was sagen Sie da? Haben Sie denn noch andere Briefe bekommen?«

»Jede Woche einen seit dem ersten, welchen Ihre Freundin an mich zu schreiben die Gewogenheit hatte.«

»Unmöglich, Herr von Pont-Aven! Martha ist unfähig einer solchen Unbedachtsamkeit. Ueberdies hat sie drei Tage nach unserm leichtsinnigen Schritte ihr Gemal nach Marseille mitgenommen, wo sie jetzt noch ist.«

»Dann, Madame, begreife ich es nicht, wie ich gesagt habe.«

»Haben Sie noch diese andern Briefe?«

»Ich trage sie immer bei mir.«

»Können Sie sie mir anvertrauen?«

»Hier sind sie, Madame.«

Der Vicomte übergab der Frau Dorcy ein Packet, welches etwa sechs bis acht Briefe enthielt.

»Ah, dieser hier ist von Martha,« sagte die junge Frau, indem sie den ersten der Briefe, die ihr Olivier gereicht, zur Seite legte. »Aber die andern sind nicht von ihr.«

»Jedoch die Schrift?«

»Sie ist ziemlich gut nachgeahmt, ich gestehe es, und Sie konnten sich daran täuschen.«

»Glauben Sie denn, daß man die Schrift Ihrer Freundin so gut nachzumachen gewußt hat?«

»Ich bin dessen gewiß. Die Hand ist geübt, allein das ist nicht ihre Schreibart.«

»Teufel!« sagte Ferdinand, der sich wieder niedergesetzt hatte, »die Intrigue verwickelt sich. Es liegt darin eine Komödie von drei Acten. Gehen wir über auf die Entwickelung.«

Olivier war sichtlich niedergeschmettert unter dieser Reihe von Enthüllungen, an deren Wahrheit er nicht zweifeln konnte.

Es sollten sich sonach seine schönen Liebesträume verflüchtigen und an ihrer Statt sollte er nichts finden, als eine dumme Mystification, denn welchen Endzweck konnte die Dame haben, welche bei ihm die Rolle des blauen Domino gespielt hatte?

Er nahm sich indeß zusammen, wandte sich noch einmal zu Frau Dorcy und sagte mit Aengstlichkeit:

»Ich beschwöre Sie, reden Sie offenherzig, ist denn alles das völlig wahr, was Sie da sagen?«

»So wahr, als wir alle Drei hier beisammen sind, mein Herr, ich gebe Ihnen darauf mein Ehrenwort.«

»Verzeihen Sie mir also, Madame, meine unzusammenhängenden Worte und mein seltsames Benehmen . . . ich bin sehr leidend.«

»In der That, Sie sind blaß und aufgeregt; man müßte glauben, daß Ihnen unwohl sey,« versetzte Frau Dorcy lebhaft und stand auf.

»Es ist nichts, Madame, es ist nichts,« murmelte Olivier und faßte sich ein wenig.

Madame Dorcy war zu sehr Frau, als daß sie nicht zum Theil die Ursache von dem plötzlichen Leiden des Vicomte errathen hätte.

Sie wäre als würdige Tochter Eva's gern tiefer in das Geheimniß eingedrungen, das sie nur gestreift hatte, doch fühlte sie sich insbesondere geneigt, diesem armen Herzen, welches durch eine unerwartete Enttäuschung verwundet wurde, Beistand zu leisten.

»Hören Sie,« sagte sie zu Olivier tretend, »raisonniren wir ein wenig. Damit man auf diese Weise die Handschrift von Martha nachmachen konnte, mußte man nothwendig den ersten Brief zur Hand haben. Wem haben Sie diesen Brief anvertraut?«

»Niemanden, Madame, Niemanden.«

»Sind Sie dessen versichert?«

»Wie von meiner Existenz.«

»Hm, das ist seltsam.«

»Und das ist's ja eben, worüber ich den Kopf verliere,« rief der Vicomte in der heftigsten Bewegung. »Wollen Sie mich daher entschuldigen, Madame, daß ich Sie so plötzlich verlasse, aber ich brauche Luft und Einsamkeit. Ferdinand wird so gütig seyn, um Ihre Nachsicht zu bitten. Sie sind zu reizend, Madame, um nicht gütig zu seyn.«

Und der junge Seemann, das Auge entflammt, die Stirne blaß, verbeugte sich lebhaft und stürzte hinaus, ehe noch Thévenay daran denken konnte, ihn zurückzuhalten.

»Aber Ihr Freund ist verrückt,« sagte Frau Dorcy.

»Meiner Treue! ich fürchte das,« antwortete Ferdinand »und ich will ihm nacheilen, um ihn zu überwachen und ins Examen zu nehmen.«

»Gehen Sie schnell, ich bitte Sie darum, und kommen Sie morgen wieder, um mir mitzutheilen, was geschehen ist.«

»Ich verspreche es Ihnen.«

Ferdinand nahm seinen Hut, ging eilfertig über die Treppe hinab und hielt an der Schwelle des Bogenthores an, um prüfend die Straße nach rechts und links zu überblicken.

Er sah nichts.

Er durchlief das ganze Stadtviertel, ohne glücklicher zu seyn.

Wahrhaft beunruhigt sprang er in ein Coupé und ließ sich zu Olivier fahren. Der Thorhüter sagte ihm, daß der Herr Vicomte noch nicht zurückgekehrt sey.

»Aber was Teufel kann denn geschehen seyn?« fragte sich Thévenay. Dann fuhr er nach unnützen Betrachtungen fort: »Basta! Ich will diesen Abend wieder hier Nachrichten einholen. Er ist verliebt, also soll er glücklich seyn, denn verliebt und betrübt gibt einen schlechten Reim.«

Beschwichtigt durch dieses tiefe Raisonnement verabschiedete er seinen Wagen und nahm seinen Weg gegen das Café des Variétés, wo er in seiner Eigenschaft als dramatischer Dichter, der sich noch gar nicht gezeigt hat, sehr häufig erscheinen zu müssen glaubte.

XVI.

Asy.

Während die verschiedenen Auftritte, welche wir in den vorhergehenden Capiteln mitgetheilt, fast zu gleicher Zeit bei Madame Dorcy und bei Maryland stattgefunden haben, fuhr eine offene Calesche, hellblau auf weißem Grunde, bespannt mit zwei englischen Pferden von drei Viertel Vollblut, gelenkt von einem Kutscher mit gepuderter Perrücke und aristokratischer Livrée, in einem Viertelkreise rings um den Triumphbogen de l'Etoile durch die Barriere und nahm in einem etwas langsameren Laufe die Richtung gegen die Avenue des Champs-Elysées.

Fernanda, halb liegend auf ihren Kissen von weißem Reps, ihr Hündchen vor sich, einen riesenhaften Strauß von Veilchen und Camelien zur Seite, erwiederte mit einem leichten Kopfnicken oder einer kleinen Handbewegung mit reizender Nachläßigkeit die zahlreichen Grüße der Cavaliere, die ihr begegneten oder vorfuhren.

Nachdem es einige Tage schlechtes Wetter gewesen, gewann die Sonne wieder ihre Herrschaft und seit dem Morgen verjagte ein ziemlich starker Wind von Nordwest die dichten Wolken und erlaubte es den goldenen Strahlen des blonden Phöbus — man gestatte uns diese classische Reminis-

cenz — durch ihre wohlthuende Wärme die Anstrengungen der ganzen Natur zu beleben, die eben ihre Winterschale zerbrach.

Die Champs-Elysées verschlangen glänzende Equipagen, die oftmals im Schritte fahren und anhalten mußten, sich in Knäuel verwickelten, bisweilen zusammenstießen und sich in jeder Hinsicht kreuzten. Sie boten den erstaunten Blicken der Maulaffen und Landbewohner eine Fülle blendender Toiletten, herausfordernde Gesichtchen, antike Köpfe und ehrwürdige Matronen, frische Profile von jungen Mädchen, und insbesondere (ja, hier in der Mehrzahl wie anderweitig) ausgehaltene Frauen weiß und roth geschminkt, spiegelnde Pastellbilder mit blitzenden Augen, darin nichts natürlich ist von den Hüften der Crinoline bis zu den Haarzöpfen, von der affectirten Haltung (Carricatur der vornehmen Dame) bis zu dem Lächeln der parfumirten und gefärbten Lippen. Lebendige Incarnationen jenes geistreichen Ausdruckes des tiefen und geistreichen Gavarni: Das Obere ist viel schöner als das Untere, aber auch viel theurer.

Die Cavaliere, die Cigarre im Mund, den Stecher im Auge, die Gerte in der Hand, ließen ihrem langhalsigen Pferde die Zügel und warfen im schnellen Ritte bald dahin, bald dorthin ihre Sultansblicke auf die Houris des Pariser Serails, die sich rings um sie drängten. Sie warfen ihnen bisweilen einen Gruß zu mit der Spitze ihres Stockes, aber ohne die Hand an den Hut zu legen, in Folge der Einführung englischer Moden, denn einst zu dem artigsten Volk der Erde gehörig, bemühen sie sich jetzt — und leider gelingt es ihnen auch — eine rohe und ungebührliche Außenseite anzunehmen, ganz würdig unserer Nachbarn jenseits des Canal la Manche,

bei denen die größte Unart als höchste Lebensart betrachtet wird.

Auf den Seitenwegen drängten sich die Spazirgänger, während einige Unerschrockene (diese Herren sind immer bereit, die Moden anzugeben) auf zwei oder drei Wagen hindeuteten, Panatelas dampfend, die Brillen auf der Nase und sich viele Mühe gebend, wichtige Mienen zu affectiren und die Aufmerksamkeit von zweideutigen Schönheiten auf sich zu lenken, die vor ihnen gingen, »das Pflaster tretend,« wie überall.

Diese Contrebande-Edelleute, deren Wappen in einem kaufmännischen Einschreibbuch eines Wechselagenten besteht und welche die Moden einer früheren Zeit erneuern wollen, werden es nicht gewahr, daß sie nur eine blasse und groteske Carricatur vergangener Zeiten zur Schau tragen.

Als Fernanda's Wagen auf der Höhe der Straße de l'Oratoire-du-Roule ankam, kreuzte sich mit ihr der Phaëton des Barons von Lycenay, der auf dem hohen, doppelt gepolsterten Sitze selbst die Pferde lenkte und zur Linken den Wechselagenten Chambry hatte.

Als Edgard seine Geliebte sah, wandte er seinen Wagen, so daß er gerade neben der Calesche Fernanda's zu fahren kam.

Beide Wagen fuhren im Schritt und die Unterredung begann.

»Wie kommen Sie doch so spät, mein Freund,« sagte Fernanda im Tone des Vorwurfs.

»Meine Liebe, ich komme von der Börse und diesem Umstande verdanken Sie das schöne Glück Chambry an meiner Seite zu sehen.«

»Wissen Sie wohl, mein lieber Finanzmann,« fuhr Fernanda gegen den Wechselagenten gewendet fort, »daß Sie sich seltener machen, als die schönen Tage? Man muß wenigstens hoffen, daß Sie uns mit ihnen zurückkehren.«

»Tausendmal zu liebenswürdig, schöne Dame,« entgegnete Chambry. »Eine Unzahl Geschäfte hat mich seit vierzehn Tagen zermalmt. O wir haben eine rauhe Liquidation gehabt.«

»Ich glaube Ihnen, auch werde ich Sie nicht ausschelten; nur ist das auch nicht der Fall mit Herrn von Lycenay, und da Sie neben ihm sitzen, so thun Sie mir den Gefallen, ihm von meiner Seite einen hübschen Verweis zu geben.«

»Mir?« fragte Edgard, indem er sich auf seinem Sitze verneigte. »Und warum denn?«

»Weil mir diesen Morgen Janisset einen kostbaren Schmuck von Smaragden gebracht hat.«

»Hat derselbe nicht gestern Ihre Lust erweckt, als Sie bei dem Gewölbe vorbeigingen?«

»Allerdings, aber ich habe Sie nicht darum gebeten.«

»Wenn Sie mich gebeten hätten, meine Liebe, so hätte ich mit der Bitte, ihn anzunehmen, nichts als eine einfache Pflicht erfüllt, indeß ich das Verdienst einer Galanterie haben wollte.«

»Deshalb also ließen Sie an mich den Auftrag ergehen Ihren Grand-Central zu verkaufen?« fragte Chambry mit tiefer Stimme.

»Still!« sagte der Baron lebhaft.

»Mein guter Edgard,« versetzte Fernanda, »Sie sind ausgemacht ein vollkommener Edelmann.«

»Palsembleu! das will ich wohl glauben!« rief eine heitere Stimme rechts von der Calesche.

Es war Charleval, der zum Kutschenschlag herantrabte.

»Ah, Sie da, Felix! . . . Sie kommen vom Wäldchen?«

»Ja, Herzenskönigin meines Freundes! ich reite Ihnen schon seit zwei Stunden nach.«

»Mir?«

»Allerdings, ich habe zwei Karten in Ihrem Hôtel abgegeben und sprengte Ihretwegen durch alle Wege des Waldes. Endlich sind Sie da, der Himmel belohnt mich für meine Mühe!«

»Was wollen Sie denn von mir?«

»Ich will Sie unter dem Schnur- und Backenbart meines vortrefflichen Freundes hier entführen.«

»Ein Raub! ich wehre mich dagegen,« sagte Fernanda scherzend.

»Bah! lassen Sie es geschehen. Uebrigens habe ich die Erlaubniß des Barons; nicht wahr, Lycenay?«

»Du hast volle Macht.«

»Sie sehen, mein schönes Opfer! entschließen Sie sich!«

»Es ist also ein Complott?«

»Ein höllisches Complott.«

»In der Absicht . . .?«

»Zu mittagmahlen bei den Frères-Provençaux, Edgard nimmt es an, Chambry nimmt es an, alle Welt nimmt es an, Sie können sich dagegen nicht weigern!«

»Ich habe ein wenig die Migraine . . .«

»Das vergeht bei Tische.«

»Ich bin ermüdet . . .«

»Wir bleiben nicht lange.«

»Ich bin nicht angekleidet . . .«

»Sie sind es nur gar zu hübsch.«

»Die Toilette steht mir also übel . . .?«

»Ah, ich mache Ihnen ein Compliment und Sie antworten mir mit einer schrecklichen Böswilligkeit. Es ist das eine Beleidigung, die gesühnt werden muß. Ich sage es Ihnen im Voraus, daß ich keine andere Sühnung annehme als Sie diesen Abend unter meinen Tischgenossen zu haben . . .«

»Sie wollen es, Edgard?«

»Ich will es nicht blos, ich bitte Sie darum.«

»Allons, meine Herren, Sie sind zu liebenswürdig, als daß ich mich weigern könnte.«

»Vivat!« rief Charleval. »Chambry, wir zählen auf Sie.«

»Recht gern.«

»Ich eile also voraus und sorge für die Zubereitung des Festmahles. Edgard, dränge die Säumigen.«

Eine Stunde nachher saßen fünfzehn Tischgenossen — Männer und Frauen — um eine glänzend bestellte Tafel in einem der Salons der Frères-Provençaux.

Dieses Diner war, wie jenes Souper, zu dem wir unsere Leser geführt haben, stereotyp auf dieselbe Weise beschaffen, wie alle diese Gastmähler, die schon hundertmal in hundert Romanen beschrieben worden sind.

Da nun dieses Festmahl kein besonderes Interesse darbot, so sagen wir blos, daß es dabei höchst lärmend zuging; Witz gab es fast keinen, aber sehr häufig cynische Worte.

Wir wollen damit nicht behauptet haben, daß alle Tischgenossen auf derselben Stufe der Stumpfheit des Geistes standen, nein; es gab in dieser Gesellschaft gewiß einsichtsvolle Köpfe, wir wollen nur sagen, daß dabei ganz jener feine, heitere Witz fehlte, jener Witz von gutem Geschmack, der bei den Festgelagen des achtzehnten Jahrhunderts glänzte, jener vorzugsweise französische Esprit, dem die Guillotine vom Jahre 1793 den Kopf abgeschlagen hat, jener Witz, der mit dem gegenwärtigen Jahrhundert mitten unter den halbaristokratischen Trümmern des Directoriums wieder aufzutauchen anfing, allein verschwunden ist wie die letzten Carlins (Thaler) mit der Julirevolution — die »glorwürdige Revolution« — und die »Revolution des Fortschrittes« genannt, weil sie auf würdige Weise dazu gedient hat, die Glorie der Thaler zu proclamiren, und der Dummheit Vorschub zu leisten.

Trotz dem und vielleicht deswegen erklärten die von Charleval eingeladenen Edelleute und Sünderinnen, daß sie sich köstlich unterhalten haben.

Um neun Uhr ließ sich Fernanda von Edgard nach Hause führen.

Der Baron blieb nur einige Minuten, denn da die Migraine seiner Geliebten rasche Fortschritte machte und absolute Ruhe erheischte, ließ er sich in den Clubb führen, wo er sich alsbald an den schauerlichen Whisttisch setzte. — Zwei Louisd'or die Marke, zwanzig Louisd'or die Partie.

Kaum war noch das Thor des Hôtels hinter dem Wagen von Lycenay zugeschlossen, als Fernanda lebhaft läutete und auf diesen Ruf ihr Kammermädchen erschien.

Diese Zofe war fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt, groß und mager, schwächlicher als Arnal und dem Anschein nach ihrer Gebieterin sehr ergeben, denn sie schmeichelte aus Eigennutz all ihren Fehlern.

»Ist Madame Labit da?« fragte Fernanda.

»Ja, Madame; sie wartet schon eine gute Stunde in dem Toilettecabinet.«

»Gut! Stelle Lichter auf diesen Tisch; sage Aly, daß er alles bringe, was zum Schreiben nöthig ist, und laß Madame Labit eintreten. Apropos!« fuhr Fernanda fort, während das Kammermädchen einen Armleuchter anzündete und auf einen Gueridon stellte, »hat man sich über Aly nicht zu beklagen, seit er in meinem Dienste ist?«

»Auf keine Weise. Er ist genau, behend und verständig. Er ist ein wahrhafter Schatz, den wir gefunden haben. Der Thürhüter des Gesandten, der ihn mir empfohlen, hat mich nicht getäuscht. Ich glaube, daß man vollkommen auf seine Verschwiegenheit rechnen könnte . . .«

»Wir werden später sehen. Ah, gib Jerôme den Auftrag, daß er um drei Viertel nach neun Uhr mein Coupé anspanne. Vergiß nicht mir in meinem Schlafzimmer einen Anzug bereit zu halten.«

»Es ist alles schon bereit, Madame.«

»Nun geh, ich habe Dich nicht mehr nöthig.«

Das Kammermädchen entfernte sich und Aly, der seltsame Heiduk, den Lycenay vor einigen Tagen bemerkt hatte, trat ein und brachte das, was seine Gebieterin verlangt hatte.

Sein Anzug voll hellfarbiger Verbrämungen machte,

daß sein gebräunter Teint und seine ausdruckvolle Miene noch mehr hervortrat.

Er stellte die Gegenstände, mit denen er belastet war, geräuschlos auf den Tisch, verbeugte sich auf orientalische Weise und wandte sich gegen die Thür, ohne ein Wort zu sprechen.

In dem Momente, als er über die Schwelle schritt, trat Madame Labit ein.

Wir glauben bereits ein detaillirtes Porträt von der Verbündeten Fernanda's geliefert zu haben und unterlassen es daher aus Furcht, einer Wiederholung schuldig zu werden.

»Guten Tag, meine Schöne!« sagte sie vertraulich und reichte der Geliebten des Barons von Lycenay die Hand. »Geht es Ihnen immer nach Wunsch?«

»Ich danke, meine Liebe,« antwortete Fernanda und setzte sich zu dem Feuer des Camins.

»Ich bringe Ihnen die Monatrechnungen.«

»Gehen die Geschäfte?«

»Sie machen sich wieder ein bischen. Soll ich anfangen?«

Unter diesen Worten rückte Madame Labit einen Stuhl zum Tische, setzte sich breit darauf, nahm aus ihrer Tasche eine Rolle Papier und streifte sie verkehrt über die Knie, um sie desto leichter öffnen zu können.

»Wir haben,« fuhr sie fort, »den Monat März 1855.«

»Warten Sie!« unterbrach sie Fernanda und stand auf. Madame Labit hielt inne.

Die junge Frau nahm einen Brand aus dem Camin, zündete die Wachskerze am Armleuchter an und wandte sich gegen eine der Thüren des Boudoirs.

Das Zimmer, in welchem die Scene vorgeht, welche wir erzählen wollen, hatte zwei Ausgänge: den einen zur Rechten in den großen Salon, der mit dem Vorgemach zusammenhing, einerseits, und durch einen geheimen Ausweg mit dem Toilettezimmer andererseits, der andere Ausgang führte zu einem kleinen Arbeitssalon, aus dem man gleichfalls in das Toilettezimmer kam, und durch eine zweite Oeffnung in das Schlafgemach.

Es ergibt sich nun aus dieser Localbeschaffenheit — wie es unsere Leser leicht begreifen können — daß sich im Rücken des Toilettezimmers das Boudoir befand und von demselben blos durch einen dünnen Verschlag abgesondert war.

Fernanda trat anfangs mit der Wachskerze in der Hand in den großen Salon, durchlief ihn mit den Augen, wandte sich gegen die Thür, die zum Vorzimmer führte und drehte an dem Schlosse dieser Thür den Schlüssel um.

Als sie hierauf in das Toilettezimmer ging, das ganz öde war, schloß sie die erste Thüre von inwendig, durchschritt das Cabinet seiner Breite nach, sperrte die zweite Thüre von außen, schob noch den Riegel im Schlafgemache vor und kehrte durch den Arbeitssalon zurück in das kleine Boudoir.

»Nun sind wir allein,« sagte sie und stellte das Licht wieder auf das Gesimse des Camins.

Kaum hatte Fernanda die zweite Thüre des Toilette-

zimmers abgesperrt, als die Vorhänge, welche mit ihren Falten eine in der Ecke dieses Gemaches befindliche Badwanne umhüllten, sich bewegten und emporhoben, wornach ein Mann hervorguckte, der dort während des Rundganges der Hausgebieterin im Grunde des Bottichs von grünem Marmor zusammengekauert war.

Dieser Mann richtete sich halb empor, blieb einige Secunden lang, ohne sein Versteck zu verlassen, stieg dann behend über den Rand der Badwanne und ging auf den Zehen nach dem Verschlag im Hintergrunde.

Dieser Mensch war Aly, welchen wir schon einmal in demselben Cabinet thätig gesehen haben und welcher, wie das erste Mal, einen Wandleuchter herabnahm und sein Ohr an die dort angebrachte Oeffnung hielt.

XVII.

Wucherrechnungen.

»Nun denn,« begann Madame Labit wieder, während sie ihr Büchlein öffnete, »wir haben im laufenden Monat zweiundvierzigtausendfünfhundert Franken dargeliehen, wie ich in folgendem Detail ausweisen werde:

1. Dem Vicomte von Rieux:

Zweihundert Louisd'or baar.

Ein Sacktuch à drei Louisd'or, macht vierhundert Franken.

Ein Sammtpelz, garnirt mit Pelz, sechshundert Franken, — zweitausendsechshundert Franken.

Ein Cachemirshawl, gekauft in Mont-de-Piété, vierhundert Franken, — tausendachthundert Franken.

Summe: achttausend Franken, repräsentirt durch Wechselbriefe, acceptirt auf drei Monate.«

»Mir scheint, daß Sie sich mit Rieux hübsch in Gefahr setzen,« bemerkte Fernanda.

»Nicht zu sehr. Er schuldet uns nur hundertfünfzig Louisd'or, mit Ende dieses Monats zahlbar. Die Familie ist reich.«

»Ja, doch der Vater hat gedroht, nicht mehr zu bezahlen und man müßte zu lange warten. Der gute Mann ist noch gesund!«

»Wenn der Vater nicht auf die erste Einforderung bezahlt, so setzt man den jungen Mann nach Clichy. Das wird die Schnur der väterlichen Börse auflösen.«

»Das weiß ich wohl, doch ist das Mittel unangenehm. Vermeiden wir die Prozesse.«

»Gut, man wird einlenken.«

»Ich fordere Sie dazu auf.«

»Jetzt haben wir:

Bei Mignard, dem Neffen des Schätzungscommissärs, eine Summe von dreitausendfünfhundert Franken, gegen die ich ihm zweimal tausendneunhundert Franken übergeben habe.«

»Dann?«

»Bei dem kleinen Hector von Bracy zweihundertfünfzig Louisd'or auf sein Billet, bezahlbar in sechs Wochen und im Betrage von achttausend Franken.«

»Dann?«

»Eine Summe von zweiundzwanzigtausenddreihundert Franken in Bruchtheilen jungen Leuten vorgestreckt, welche Sie nicht kennen, da sie nicht zu Ihrer Gesellschaft gehören. Es sind reiche Kaufmannssöhne, welche wegen Schauspielerinnen dumme Streiche machen; aber das ist gut, ist vortrefflich! Sie werden bezahlen, dafür stehe ich! Wollen Sie die Details einsehen?«

»Ja, geben Sie her.«

Madame Labit reichte Fernanda ihr Rechnungsheft, welches diese aufmerksam prüfte, dann wieder zurückgab und fragte:

»Ist das Alles?«

»Mein Gott! ja, das ist doch hübsch genug: zweiund-

vierzigtausendfünfhundert Franken Umsatz, wovon die längste Verfallzeit in drei Monden ist und die uns nur neunzehntausendzweihundertachtzig Franken Auslagen gekostet haben. Haben Sie über den Vortheil Klage zu führen?«

»Nein. — Gehen wir über auf die eingegangenen Summen.«

»Auch diese haben sich ziemlich gut gestellt. Hier überbringe ich Ihnen zwölftausendeinhundertachtunddreißig Franken, welche ich in diesem Monat nicht placiren kann.«

»Legen Sie das in das Fach dort auf den kleinen Schrank. Gut. Apropos! haben Sie Ihren Antheil weggenommen?«

»Ja, die Rechnung ist unten auf dem Papiere. Sehen Sie.«

»Ganz gut,« versetzte Fernanda und gab die Rolle der Madame Labit wieder zurück, »jetzt geben Sie mir eine Quittung über diese Summen.«

Möchten uns die Leser keiner Uebertreibung oder bloßen Einbildung beschuldigen; möchten sie nicht glauben, daß der wucherische Handel, welchen wir eben geschildert haben, ein phantastisches Product unserer dichterischen Einbildungskraft sey.

Wir behaupten, daß alles oben Gesagte die genaueste Wahrheit ist, und daß dieser heimliche Wucher von sehr vielen Frauen getrieben wird, die davon einen doppelten Nutzen ziehen.

Es ist uns bewußt, daß mehre ausgehaltene Mädchen von Ruf und auch einige wegen ihrer Schönheit berühmte Schauspielerinnen sich um die Wette unter einem angenommenen Namen diesem ehrsamen Industriezweige widmen.

O, wenn wir die Masken heben würden, wie müßten die armen, jungen Leute erstaunen, wenn sie erführen, daß die Summen, welche sie sich gegen phänomenartige Zinsen verschaffen, um die Gunst einer Coulissengöttin oder einer Gottheit vom Stadtviertel Breda zu erlangen, oft aus dem Portefeuille der nämlichen Dame geflossen sind, der sie dieselben zu Füßen legen, die also binnen wenigen Stunden in erhöhtem Maße wieder zu der Urquelle zurückkehren und das Capital verdoppeln.

Sehr originell ist es, daß diese sinnreiche Art und Weise, sein Geld nutzbringend umzuwenden, ihren Ursprung hinter den Coulissen eines unserer beliebtesten Vaudevilletheater gehabt hat.

»Jetzt, meine Liebe, wo wir die ernsten Angelegenheiten abgethan haben,« begann Madame Labit wieder, während sie Fernanda die ausgefertigte Quittung übergab, »muß ich Ihnen eine hübsche Neuigkeit mittheilen.«

»Welche denn?«

»Der Baron von Lycenay ist zu mir gekommen.«

»Wann?«

»Nicht später als diesen Morgen.«

»Sollte er etwas vermuthen?«

»Nichts, meine Schöne.«

»Was wollte er also?«

»Parbleu, das ist nicht schwer zu errathen! Er wollte Geld! D'Aubigné hat ihn an mich adressirt.«

»Was, so steht es?«

»Wie Sie sehen! Eine schlimme Geschichte! Soll man diesen Mann abweisen?«

»Sie haben ihm nichts zugesagt?«

»Nicht einen rothen Heller! Er wollte zwanzigtausend Franken! Nicht weniger als das! Es scheint, meine Liebe, Sie haben ihn hübsch rund herumgeführt.«

»Was haben Sie ihm denn geantwortet?«

»Daß ich nicht wüßte, ob sich dieses Geschäft machen lasse, und daß ich ihn ersuchte, in zwei Tagen wiederzukommen. Ich wollte Sie vor allem zu Rathe ziehen. Was soll ich also thun?«

»Nichts! — Borgen Sie ihm nichts, wir würden verlieren!«

»Ist er also ganz auf der Neige?«

»Parbleu!«

»Wir könnten ihm indeß, glaube ich, doch ein Bischen Credit geben, seine Gemalin ist ja reich.«

»Allerdings, allein wie das Sprichwort sagt: »Nützen, aber mißbrauchen wir nicht,« oder: »Ziehen wir Nutzen, ohne abzunützen.«

»Sie haben vielleicht etwas einzufordern.«

»Richtig.«

»Ah, bigre! Sagen Sie es also auf der Stelle, was ist es?«

»Sie wissen es ja, als Edgard vor zwei Monden in Verlegenheit zu kommen begann, habe ich vor ihm Chambry den Auftrag gegeben, von der Rente zu verkaufen.« —

»Welche ich durch einen mir vertrauten Mann wieder zurückkaufen ließ; parbleu! das war eben ein recht hübsches Spiel!«

»Nun denn, er wollte mir Bankbillete geben.«

»Die Sie angenommen haben?«

»Nach einigen Schwierigkeiten . . .«

»Wie hoch belaufen sich diese Billete?«

»Es sind zehn Wechselbriefe, jeder zu zehntausend Francs.«

»Blitzwetter! — hunderttausend Franken! — Ein hübscher Pfennig! Das haben Sie gut gemacht! — Wann zahlbar?«

»Wann ich will ... die Wechselbriefe sind blank.«

»Zum Guckuck! das muß man so bald als möglich versilbern! — Glauben Sie mir!«

»Ich bin Ihrer Ansicht, und ich dachte sogar schon über die Mittel nach, die da anzuwenden sind.«

»Ich höre.«

»Sie sollen diese Wechselbriefe übernehmen.«

»Gut.«

»Auf die Ordre von Jemanden übertragen.«

»Einverstanden! — Auf die eines Wichtes, der sich auf dem Golde herumwälzt, eines mir befreundeten Galgenstrickes, der noch vor sechs Jahren Schreiber bei einem Nobar war und jetzt im Gelde sitzt.«

»Wie heißt er?«

»Le Pontevin. Er wohnt auf dem Boulevard des-Italiens. Er trägt jetzt lackirte Stiefeln und Glacéhandschuhe und ich kannte ihn, da er noch ohne Schuhe ging. Aber leider, er ist geschickt, schlau, keck und diebisch wie kein Zweiter mehr. Er kauft die schlechten Schuldforderungen an sich, und treibt nöthigenfalls damit Wucher, jedoch nicht viel, da er deshalb einmal ein Bischen in Strafe kam. Kurz; er ist der Mann, den wir brauchen. Er wird zwei oder drei Unterschriften vor

die Ihrige, oder vielmehr vor die seinige setzen lassen, denn da die Effecten en blanc sind, so brauchen sie nicht darauf zu erscheinen.«

»So will ich es auch!«

»Ja, man muß dem ausweichen im Falle eines Prozesses. Die Advocaten sind schlecht erzogen. Wenn eine Frau Billete hat und es steht darauf der »Werth in Waaren,« so erlauben sie sich eine Menge Scherze, die das Publicum unterhalten. Ich weiß wohl, daß dies bisweilen eine Frau aufrichtet, aber Sie, meine Liebe, brauchen auf diese Weise nicht aufgerichtet zu werden.«

»Hier sind die Papiere,« sagte Fernanda, indem sie eine Tischlade öffnete und daraus zehn Stempelbogen nahm, auf denen man die Unterschrift des Barons von Lycenay las.

»Das ist in der Ordnung! — Nun, sagen Sie, welches Datum soll man darauf setzen?«

»Wir haben heute den 22. April, setzen Sie den 5. Mai.«

»Sie werden also noch früher abgebrochen haben?«

»Wahrscheinlich, und dann, was liegt daran?«

»Ei doch, da Ihnen im entgegengesetzten Falle der Baron unangenehme Dinge sagen könnte.«

»Da habe ich vorgesehen. — Hier sind Wechsel von zwanzigtausend Francs von mir unterschrieben. Legen Sie dieselben zu den andern, und wenn zur Verfallzeit Lycenay die seinigen nicht einlöset, so klagen Sie uns Beide ein. Auf diese Weise werde ich sogleich eine Antwort bereit haben, wenn mir Edgard den Vorwurf macht, seine Valuten verhandelt zu haben: es war traurige Noth! — Dies beweiset, daß ich mich nicht allein seiner Werthpapiere bedient habe,

sondern auch gezwungen war, von meiner eigenen Unterschrift Gebrauch zu machen. Edgard kann mir nichts vorwerfen und nicht eine Frau tadeln, die eben so verfolgt war wie er.«

»Das ist allerliebst ausgedacht. — Wetter, welche Geistesschärfe!«

»Es freut mich, daß Sie dieser Ansicht sind. Nehmen Sie also alle diese Papiere und geben Sie mir Empfangscheine.«

»Richtig. — Sie vergessen auf nichts.«

Madame Labit nahm Feder und Papier und fing zu schreiben an; da sie aber eine sehr einsichtsvolle Person war und vollkommen gut zwei Geschäfte auf einmal verrichten konnte, so setzte sie, während sie geläufig schrieb, das trauliche Gespräch fort, dessen Gegenstand sie noch lange nicht erschöpft hatte.

»Ach,« sagte sie, »ich habe die Ausgabennote vom vorigen Monat vergessen, doch werde ich sie Ihnen morgen schicken.«

»Sind die Ausgaben stark?«

»So ziemlich. — Leider, wir hatten in Bezug auf Ihre Geschäfte einige Extra's! Für's Erste habe ich tausend Franken der Kammerfrau der Frau von Nerval gegeben, damit sie einen Brief aus ihrer Heimat empfinge, der dort ihre Gegenwart nöthig machte und damit sie bei ihrer Gebieterin Jemanden provisorisch an ihre Stelle setzte.«

»Das war abgemacht.«

»Und sind Sie zufrieden mit der Frau, welche ich dorthin geschickt habe?«

»Vortrefflich! — Ich bekomme täglich einen umständ-

lichen Bericht von dem, was bei der Frau von Nerval vorgegangen ist, und es wird dort kein Wort gesprochen, das ich nicht erführe.«

»Sehr wohl! — Dann ist der Kutscher, wie Sie wissen. — Ferner habe ich noch hie und da einige Louisd'or ausgegeben. Nun, in dieser Hinsicht steht Alles gut, nicht wahr?«

»Ausgezeichnet!«

»Gut; hier ist Ihr Brief. — Und was macht Cerny?«

»Wenig. — Nichtsdestoweniger kommt er vorwärts. Seit Maximus und die Witwe nicht mehr hinkommen, ist er der begünstigte Vertraute. Ich habe auch von dieser Seite gute Hoffnung.«

»Bravo! — Es bleibt nur noch der kleine Seemann übrig.«

»O, der ist gefangen, dafür stehe ich!«

»Das kann ich leicht glauben. — Wer könnte Ihnen denn widerstehen, wenn Sie sich die Mühe geben wollen zu gefallen? — Ah, was für Vögel sind doch die Männer! — Nu, es war ein hübscher Gedanke, den ich Ihnen mitgetheilt habe, sich des Briefes vom blauen Domino zu bedienen, dessen Geschichte der Vicomte erzählte, als er Ihnen den Hof zu machen und Sie vom Baron abwendig zu machen suchte.«

»Ja, Ihr Rath war gut und wird mir nützlich seyn. In Folge seiner gebe ich einerseits dem kleinen, albernen Olivier eine gute Lehre, da er sich mit mir spielen wollte, und andererseits beschwöre ich eine furchtbare Rache über das Haupt des Herrn von Santeuil.«

»Wie das?«

»Sie werden später sehen, es ist noch nicht reif.«

»So warten wir. — Gleichviel; für eine einzige Nacht, als wir diesen Brief behalten haben, hat Vater Girardé hübsch Nutzen gezogen. Die Schrift in den andern war täuschend nachgemacht. — Hat der Seemann gar keinen Argwohn?«

»Ueber nichts, ich versichere Sie. — Aber ich muß mich beeilen, meine Liebe. Es ist drei Viertel auf zehn Uhr. Ich habe nur noch so viel Zeit, um mich anzukleiden.«

Und Fernanda öffnete lebhaft die Thür des Schlafzimmers und rief:

»Brigitta! Brigitta!«

»Hier bin ich, Madame,« antwortete das Kammermädchen.

»Oeffne schnell die Thüren des Salons und jene des Toilettezimmers und komme sogleich zurück, um mich im Boudoir anzukleiden.«

»Gehen Sie diesen Abend nach Ville-d'Avray?« fragte Madame Labit, als sie Fernanda wieder zurückkommen sah.

»Ja, meine Liebe; ich muß um eilf Uhr dort seyn.«

In diesem Momente verkündete ein heftiger Glockenschlag, daß Jemand in den Hofraum des Hôtels kam.

»Wer mag wohl kommen?« fragte sich Fernanda laut.

»Vielleicht der Baron,« antwortete Madame Labit.

»Es ist möglich! — Sagen Sie schnell Brigitta, sie soll antworten, daß ich schlafe und daß man mich nicht stören darf.«

Madame Labit ging fort und kehrte sogleich wieder zurück.

»Was ist es denn?« fragte Fernanda.

»Ein Bote mit einem Brief.«

»Lassen Sie sehen.«

»Ein grobes und schmutziges Papier. — Sieht nicht besonders aus.«

Fernanda erbrach den Brief, durchflog im Augenblicke seinen Inhalt und ließ ihn mit einem Ausrufe fallen.

»Was ist es denn?« fragte Madame Labit neugierig.

»Lesen Sie,« entgegnete Fernanda ihr den Brief reichend, »er ist vom Groom des Herrn von Pont-Aven.«

»Ah, 's ist derselbe, der uns das Briefchen des Domino gebracht hat. Wir wollen sehen.«

Und sie las:

»Madame!

»Mein Herr ist heute bei einer Dame, Namens Madame Dorcy, gewesen und sie scheint dieselbe zu seyn, welche im Opernballe als blauer Domino war. Mein Herr ist wüthend zurückgekommen, und da er ganz allein in seinem Zimmer sprach, so habe ich mich versteckt und gehorcht, weshalb ich Ihnen von diesem Vorfall melden kann. Um vier Uhr ist mein Herr ausgeritten. Er wollte nicht, daß ich oder Jean mit ihm gingen und er hat gesagt, daß er nicht wisse, wann er zurückkommen werde. Empfangen Sie, Madame, u. s. w.«

»Halt, dieser Junge ist nicht gar so dumm. Nun denn, die Sache ist entdeckt, das ist widerwärtig.«

»Ganz und gar nicht.«

»Wie, Das macht Ihnen nichts?«

»Es macht mir ein großes Vergnügen. Ich liebe nette Verhältnisse. Ah, er weiß, daß es nicht der wirkliche blaue Domino ist, welcher ihm Rendez-vous gibt. Gut! Er weiß

noch nicht die Hälfte des Geheimnisses, denn er kennt mich nicht. Ich werde ihm das Uebrige diesen Abend sagen. Auch war mir die Maske schon zuwider.«

»Sie gehen also jedenfalls hin?«

»Gewisser als je, meine Liebe.«

»Allein der junge Mensch ist im Stande, Sie irrezuführen, er ist ja wüthend, sagt der Stalljunge.«

»Dieser junge Mann, liebe Freundin, dieser junge Mann kniet in zwei Stunden zu meinen Füßen und wird mich anflehen, ihm seine glühenden Bitten nicht abzuschlagen.«

Und Fernanda, strahlend vor Kühnheit und Vertrauen in ihre gebieterische Schönheit, läutete lebhaft Brigitten, welche mit einem kostbaren Kleide von Strohfarbe auf dem Arme eintrat.

»Rufe Rosinen,« sagte die junge Frau zu ihr, »daß sie mir einen andern Anzug bringe, ein Pompadourkleid ohne Kragen aufgeputzt mit englischen Spitzen und reich mit Bändern. Ballschuhe, ein Bouquet, einen Fächer, Schmuck. Du mache mir während dieser Zeit den Kopfputz. Gib mir eine Camelie, eine Guirlande, alles was Du willst, in die Haare. Helfen Sie ihr ein wenig, gute Labit, sonst werden wir diesen Abend nicht fertig.«

Fernanda setzte sich vor einen hohen venetianischen Spiegel, worin sie sich von den Füßen bis zum Kopf sehen konnte; die zwei Frauen waren rings um sie beschäftigt, während sich Rosine, das zweite Stubenmädchen, beeilte, das verlangte Kleid zu bringen.

XVIII.

Wo der Vicomte von Pont=Aven der Lösung des Räthsels nachläuft und sie nicht findet.

Als Olivier in der höchsten Aufregung, die er nicht beherrschen konnte, das Haus der Madame Dorcy verließ, nahm er seinen Lauf gegen das Boulevard, ohne zu wissen was er that.

Als er durch die Straße Drouot ging, bemerkte er einen Miethcoupé, dessen Kutscher eine Kundschaft suchte, und dies den Vorübergehenden durch Worte und Geberden zu verstehen gab.

Der Vicomte hielt diesen Wagen an, öffnete den Kutschenschlag und sprang hinein.

»Wohin fahren wir, Euer Gnaden,« fragte der Fuhrmann, indem er sich auf seinem Bocke zurückneigte.

»Nach Ville=d'Avray.«

»Blitzwetter und Donnerkeil! Entschuldigen Sie, Bürger, das kostet zehn Franken, wissen Sie?«

»Fahre, daß das Pflaster sprüht, zwanzig Franken, wenn Du früher als in einer Stunde ankommst.«

»Vier Meilen in einer Stunde! Dank! soll ich mein Vieh für zwanzig Franken zusammenschinden?«

»Nun denn, fünf Louisd'or! zehn Louisd'or! mach nur fort.«

»Zehn Louisd'or! wohl, einverstanden! Hopp, mein Renner! vorwärts!« rief der Kutscher und ließ einen Hagel von Peitschenhieben auf den magern Rücken der elenden Mähre niederregnen.

Zum Glück für den Vicomte war das arme Pferd ein Ueberrest von Vollblut, ein Typus der Zähigkeit und Ausdauer, jedoch einem traurigen Wechsel verfallen, da es von einer Marmorkrippe und der Deichsel eines eleganten Tilbury niederstieg zu einem halbgefüllten Habersack und zur Stange eines garstigen und schmutzigen Wagens. Indeß blieb es eines jener edlen Thiere, welche ihre Glut bis zum letzten Seufzer bewahren und ihrem Leiden mit einer Tüchtigkeit erliegen, die eines bessern Looses würdig wäre.

Das Coupé rollte also in schnellem Trab über das Boulevard des-Italiens.

»O,« dachte Olivier, dem der Kopf durch die Wirkung des schnellen Fahrens allmälig ruhiger wurde, »o, ich werde schon entdecken, was dieses Geheimniß zu bedeuten hat. Dieses Weib spielt sich mit mir, ich kann nicht daran zweifeln. Wie läßt sich der Endzweck dieser Verstellung erklären? Ich bin ganz verwirrt, gleichviel, sie hat mich getäuscht, unwürdig getäuscht. Alles das ist eine Mystification, die von einer intriganten Person ausgeht. Und jene Briefe? wie hat sich doch diese Frau den ersten, den einzig wahren, verschaffen können, um die Handschrift so getreu nachzuahmen? O, ich werde schon erfahren, was dahinter steckt, werd' es schon erfahren, und wenn ein Mann in dieses Abenteuer verwickelt ist, dann weh ihm, ich will ihn ohne Mit-

leid tödten. Wie schön und reizend war sie aber gestern, ihre Stimme war so süß bewegt, so unendlich bezaubernd! O höllische Cokette, und ich liebe sie, liebe sie wie ein Narr. Und sie treibt ihr Spiel mit den Regungen meines Herzens. Wer ist sie, mein Gott! wer ist sie denn? Ha, mich hat die Vorsehung zu Madame Dorcy geführt. Allein dieses Rendez-vous, soll ich hingehen? Ja, ich werde hingehen, werde diese Frau beschämen, werde ihr sagen, wie unwürdig ihr Benehmen ist. Und doch, sie soll so reizend seyn. Noch kaum drei Uhr. Ich muß noch eine Ewigkeit warten bis zu diesem Abend.«

Der Vicomte hielt in seinem Monolog inne, da sich auf einmal ein heftiges Krachen von wilden Flüchen begleitet hören ließ, und das Coupé, welches eben den Platz de la Concorde erreicht hatte, zur Seite fiel.

Die Achse war gebrochen.

Olivier stieg behend durch den freien Kutschenschlag und sprang heraus mitten unter einer Schaar von Neugierigen, welche mit jener Schnelligkeit, wie man sie nur in Paris bemerkt, zusammengelaufen waren.

Das Pferd war gestürzt und der Kutscher, von der Heftigkeit des Stoßes weggeschleudert, rollte auf dem Asphaltpflaster dahin.

Der arme Teufel stand mit einem Schmerzensgesichte auf und als er den traurigen Zustand sah, in dem sich sein Wagen befand, stieß er ein lautes Geschrei aus.

»He, verzweifle doch nicht, Christophe,« sagte zu ihm ein Camerad, der ihm das Pferd ausspannen und aufheben half, »es ist ja nicht deine Schuld. Dein Dienstherr wird die Ausbesserung bezahlen.«

»Ich habe keinen Dienstherrn,« entgegnete der Kutscher seufzend; »der Wagen gehört mir, ich habe ihn erst vor vierzehn Tagen gekauft. Ein Teufelsspiel! jetzt bin ich auf den Fuß gesetzt! Ach, mein armes Weib und meine armen Kinder!«

»Wie hoch schätzet Ihr den Schaden?« fragte Olivier gerührt von dem Schmerze des Kutschers.

»Ach, mein Herr, das wird mich wohl an fünfundzwanzig Franken kosten und dabei hab' ich einen Tag Erwerbsverlust.«

»Da nehmt, fünf Louisd'or, seyd Ihr zufrieden?«

Der Kutscher, reichlich entschädigt und getröstet, überhäufte den jungen Mann mit Danksagungen und Segnungen, während ihn seine Cameraden um seinen Unfall beneideten und dem Vicomte eine Menge von Wagen anboten.

Allein Olivier, der auf diesen unerwarteten Vorfall seine Entschlüsse änderte, dankte ihnen mit einer Geberde, schritt durch die Champs-Elysées und wandte sich gegen seine Wohnung.

Da er in den gesunden Verstand seines Quartiermeisters Vertrauen setzte, entschloß er sich, ihm alles zu erzählen, und von ihm einen Rath zu verlangen.

Leider war Margat vor kaum einer Viertelstunde ausgegangen. Olivier schloß sich in sein Zimmer ein und durchmaß es mit großen Schritten.

Der junge Seemann hatte ein glühendes, leidenschaftliches Temperament und war keiner Verstellung fähig, auch ließ er sich von der Glut seines Naturells hinreißen und bemerkte mitten unter den wirren Gedanken, die sich in

seinem Kopfe kreuzten, nicht, daß er mit lauter Stimme sprach.

Ganze Sätze kamen über seine Lippen und alsbald gestalteten sich seine Gedanken zu einem neuen Monolog.

Baptist nun, welchen Fernanda reichlich dafür bezahlte, daß er seinen Herrn ausspionirte; Baptist, der einst den Schlaf des Vicomte benützt hatte, um ihm den Brief des blauen Domino zu entwenden und geschickt der Sünderin zu übergeben; Baptist, sagen wir, lauerte auf das, was vorging, und hatte alle Worte gehört, welche dem verwirrten jungen Manne entschlüpften, und daraus leicht den Schluß gezogen, der sich in dem Briefe erklärte, welchen er diesen Abend an Fernanda geschrieben und dessen Inhalt wir unsern Lesern im vorhergehenden Capitel mitgetheilt haben.

Nach einer Stunde der Einsamkeit und schlecht bewältigten Ungeduld konnte sich Olivier nicht entschließen, länger zu warten.

Wohl fühlend, daß es ihm unmöglich wäre, bis eilf Uhr Abends unthätig zu bleiben, gab er Befehl, ein Pferd zu satteln, und indem er verbot, ihm zu folgen, ritt er auf der Straße nach Ville-d'Avray im Galopp fort.

Es war damals fünf Uhr Abends.

Als er in Saint-Cloud ankam, führte er seinen Renner in das Hôtel de la Tête-Noire, versicherte sich, daß er nicht Mangel leide und ging zu Fuß an dem Abhange hin, welcher sich fast im Angesichte von Porte-Jaune verlief.

Die Nacht fing an einzufallen, als er bei der Ecke dieser Straße ankam und bei jenem schmalen Pfade, wo er sonst seinen Wagen gelassen hatte.

Er sann eine Weile nach, dann schien er einen festen Entschluß gefaßt zu haben, denn er wandte sich gegen die kleine Thür, an die er heftig und zu öfteren Malen, aber vergebens klopfte.

Ueberzeugt, daß er sie nicht aufrütteln könnte, ging er längs der Mauer um den Garten herum.

Auf der andern Seite und zwar auf der Straße von Saint-Cloud befand sich ein schönes Gitter im Style aus der Zeit Ludwigs XV.

Breter von bemaltem Holz hinter den Spangen verhinderten den Einblick in das Innere des Eigenthums, doch war dieses Gitter offenbar der Zugang in den Garten.

Die kleine Thür im Gäßchen war nichts als ein verborgener Ausgang.

Olivier läutete entschlossen.

Niemand erschien, ihm zu öffnen.

Er läutete abermals . . . dasselbe Schweigen.

Endlich nach einer halben Stunde vergeblichen Wartens und da seine Ungeduld mit den Hindernissen zunahm, verließ er die Thür und kehrte in das enge Gäßchen zurück.

Die Nacht war beinahe vollständig angebrochen.

Er zog seinen Paletot aus, warf seinen Hut zur Erde, klammerte sich mit der Behendigkeit eines Seemanns an die Unebenheiten der Mauer, half sich durch hervorstehende Steine und gelangte alsbald zum First.

Mit einem Satze war er im Innern des Gartens.

Er lief zu der Thür des Pavillons . . . sie war fest zugeschlossen.

Er wandte sich gegen die Hauptwohnung, die Thüren und Fenster waren gleicher Weise ganz zugeschlossen.

Ueberall herrschte Einsamkeit und Schweigen.

Das Haus stand sicher öde und leer.

Nach langen fruchtlosen Nachforschungen, die ihm gar kein Anzeichen kund gaben, um in Betreff der geheimnißvollen Unbekannten seine Zweifel zu erhellen, entschloß er sich, den Garten zu verlassen und wieder über die Mauer zu klettern.

Es war nur eine einzige Wohnung in der Nachbarschaft, jene nemlich, deren Ringmauer den schmalen Pfad von der andern Seite einschloß.

Das Gitter dieser Besitzung führte nach der Allee von Haras.

Da der Vicomte hier einige Aufschlüsse über die Bewohner des öden Hauses zu erhalten hoffte, näherte er sich der Pförtnerwohnung, hielt sein Auge an die Spalten der Fensterläden und bemerkte Licht.

Er läutete sogleich mit Heftigkeit.

Das wüthende Gebell eines Bulldogg antwortete ihm anfangs allein, dann hörte er schleppende Schritte im Sande des Weges kommen und eine Art Gartenhüter öffnete die Thür und fragte in rauhem Tone:

»Was wollen Sie?«

»Ich brauche einige Auskünfte, welche Ihr mir gewiß leicht geben könnt,« antwortete Olivier und ließ ein Fünffrankenstück in die Hand des Bauers gleiten.

Dieser nahm mit der linken Hand alsogleich seine Mütze ab, während er mit der rechten Hand das Geldstück in seine Westentasche schob, den Honigkuchen, der einem Cerberus geboten wurde.

»Willst du schweigen, Sultan!« rief er seinem Hunde zu, der zu heulen fortfuhr; dann begann er wieder, gegen den Vicomte gewendet: »Ich bin bereit Ihnen zu dienen, mein Herr, wenn ich es vermag.«

»Ihr kennt doch das Nachbarhaus . . . jenes dort gegenüber?«

»O ja, das kenne ich.«

»Wem gehört es denn?«

»Einem Herrn von Versailles.«

»Bewohnt er es?«

»Nein, o nein, er vermiethet es.«

»Und wer ist der Miether?«

»Der gegenwärtige?«

»Ja.«

»Nicht derselbe, welcher im letzten Sommer abgereist ist?«

»Nein, welcher jetzt darin wohnt.«

»Das weiß ich nicht.«

»Wie, Ihr wisset nicht, wer in diesem Hause wohnt?«

»Nu, nein, weil Niemand darin ist.«

»Wie, Niemand?«

»Sie sehen doch, Alles ist geschlossen; es ist keine Katze mehr darin, seit der Engländer abgereist ist.«

»Welcher Engländer?« fragte Olivier mit Ungeduld.

»Nu, der Engländer, welcher im letzten Sommer mit seinem Bedienten und seinem Hunde darin gewohnt hat. Ein köstliches Thier, das eines Tages, als ihm Sultan einen Knochen wegnehmen wollte . . .«

»Ich rede ja nicht vom vorigen Jahre mit Euch,« unterbrach ihn der Vicomte, »ich rede von jetzt. — Wer ist denn der gegenwärtige Miether?«

»Wenn es einen gibt, so ist er noch nicht gekommen. O, das ist kein Wunder, die Jahreszeit ist zurück, das beweisen die Bohnen . . .«

»Antwortet mir, ich bitte Euch. — Ist dieses Haus zu miethen oder nicht?«

»Das weiß ich nicht. — Indeß wurde dort vor einem Monat ein Miethzettel angeheftet; man hat sogar einen Portier hingegeben, daß er das Haus sehen lasse, anstatt daß man mir die Schlüssel übergab.«

»Und dann?«

»Der Zettel wurde eines Morgens herabgenommen.«

»Und der Portier?«

»Er ging fort und Niemand fragte nach ihm.«

»Weiß man es warum?«

»Weil es ein Normann war, ein Schreihals, ein . . .«

»Ich frage Euch nicht um das.«

»Um was denn!«

»Warum man den Miethzettel weggenommen hat?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und war der Portier aus diesem Lande?«

»Nein, ich sagte es schon, er war ein Normann, und er ist damals nach Hause zurückgekehrt.«

»Wisset Ihr weiter gar nichts?«

»Nu, nein, mein Herr.«

Der Gärtner sprach offenbar die Wahrheit, denn für einen Thaler hätte er gewiß recht gern das Geheimste gebeichtet.

Schon drehte sich Olivier herum, im Begriffe zurück-

zukehren, als er sich plötzlich vor die Stirne schlug und sich wieder umwandte.

»Sagt mir noch,« fragte er, »hat der Eigenthümer dieses Hauses eine Frau, eine Tochter, eine Schwester, eine Nichte?«

»Ah, nein,« antwortete der Landmann mit einem rauhen Lachen. »Er ist ein alter Garçon, gut sechzig Jahre alt und hat keine Verwandten; auch würde seine Wärterin keine Erben in der Nähe lassen. Man muß es nur sehen, wie sorgsam sie ihn hütet!«

»Es ist gut, ich danke.«

»Zu Ihren Diensten, mein Herr.«

Olivier ging rasch fort, und der Gärtner, der ihm lange mit den Augen gefolgt war, sperrte dann ruhig die Thür wieder zu.

Der Vicomte sah nach seinem Pferde. Es war halb neun Uhr.

Er hatte noch zwei und eine halbe Stunde zu warten.

Er vertiefte sich in den Park.

Das Wetter war schön, die Kälte ziemlich scharf; allein der Nordwind, der um die Schläfe des jungen Mannes streichelte, beruhigte ein wenig sein brennendes Gehirn.

Auf gut Glück dahinschreitend, dachte er über die Lage der Dinge nach und wiederholte in seinem Geiste alle die vorhergegangenen Zwischenfälle in Bezug auf das geheimnißvolle Abenteuer mit dem blauen Domino.

Eie Weile lang zweifelte er an der Wahrhaftig-

keit der Madame Dorcy, doch das geschah nur einen Augenblick lang.

Er mußte den klaren und bestimmten Worten der schönen Witwe Glauben schenken, das war klar wie die Sonne!

Ihn beherrschte der Gedanke, daß er das Spielzeug einer garstigen Mystification sey.

Er glaubte es mit einer gewandten Komödiantin zu thun zu haben und seine tief_verletzte Eigenliebe stachelte ihn nicht länger mehr eine lächerliche Rolle fortzuspielen.

Von der andern Seite widerstrebte es ihm, eine Frau niederzuschmettern, wie unwürdig sie auch sey, er gab daher seinen ersten Gedanken auf, der dahin zielte, rasch in die Sache einzudringen und sie geradewegs bis an's Ende zu verfolgen.

Er entschloß sich, gleichfalls listig zu Werke zu gehen, das Kommende abzuwarten, auf seiner Hut zu bleiben und zu sehen, wohin man ihn führen wollte.

»Wenn ich so handle,« sprach er bei sich, »werde ich mindestens die Situation beherrschen; und wenn ich mich irrte, wenn diese Frau wirklich ein Recht auf meine Achtung, auf meine Liebe haben sollte; kurz wenn das, was ich für eine Mystification hielt, von ihrer Seite nichts als ein leichter Betrug gewesen wäre, nun, so hätte ich mir ja kein tiefes und ewiges Leid geschaffen! Sie ist so hübsch, diese Frau!«

Wie man sieht, hatte zwischen dem Zorne, der den Vicomte in dem Momente beherrschte, als er von Madame Dorcy wegging, und der fast vollkommenen Sanftmuth sei-

ner gegenwärtigen Stimmung ein ungemeiner Abstand stattgefunden.

Es waren sonach alle Bezauberungen der geschickten Verführerin, eine nach der andern, in der Erinnerung des jungen Mannes wieder aufgetaucht, daß er nemlich verliebt war und daß er recht gern einen großen Theil seines Vermögens geopfert hätte, um seine Illusionen wieder erneuert zu sehen.

Es schlug halb eilf Uhr auf der Kirchenuhr von Ville-d'Avray, als er sich wieder auf den Weg von Porte-Jaune begab.

Als er in dem Gäßchen ankam, schlug sein Herz gewaltig und seine ganze Unentschlossenheit kehrte zurück.

Wer wird je die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu erklären vermögen? wer wird die Abgründe dieses unergründlichen Meeres jemals erforschen können?

Olivier sah fast mit Schmerz den so heiß ersehnten Augenblick herankommen, der ihn zu der schönen Unbekannten brachte.

Wahrlich, er wäre in diesem Augenblick umgekehrt, wenn er es noch gekonnt hätte.

Er fürchtete zu sehen, daß seine Liebe erlösche, daß sich die fast göttliche Blumenkrone entblättere, welche er auf das Haupt dieses Weibes gesetzt, das er zum geliebten Engel seiner süßesten Träume gemacht hatte.

Eine Viertelstunde verging im tiefsten Schweigen.

Schon machte sich Olivier seinen nächtlichen Ausflug zum Vorwurf.

Er fürchtete gesehen worden zu seyn. Er fürchtete, daß

das Verhör, welches er mit dem Gärtner des Nachbarhauses vorgenommen, durch Zufall entdeckt werden möchte und daß er in einem dieser beiden Fälle seine geheimnißvolle Gastwirthin in Mißcredit gebracht habe.

Endlich ließ sich ein leichtes Geräusch vernehmen.

Das Klirren eines Schlüssels, der sich im Schlosse drehte, schallte an sein Ohr und die kleine Thür ging auf.

Brigitta, wie gewöhnlich dicht verschleiert, führte den jungen Mann bis zum Eingang des Pavillons.

Olivier trat zitternden Schrittes ein: der kleine Salon war leer. Dieser Umstand machte den jungen Mann wieder glücklich.

Er war entzückt, daß er sich einige Secunden lang fassen konnte bis zur Ankunft der Unbekannten.

Uebrigens war diese Zeit kurz, Fernanda, das Gesicht noch immer maskirt, erschien fast alsogleich.

Sie strahlte vor Schmuck und Schönheit.

Das von ihrem Kleide abgesonderte Leibchen zeigte die Reinheit und üppige Rundung der Schultern dieser Göttin und ließ bei der halben Umhüllung die Schönheit ihrer Kehle und die Feinheit ihrer rosigem Marmor ähnlichen Arme errathen.

Sterne von Diamanten flimmerten in ihren glänzenden Haaren. Ihr kleiner Fuß, in einem eleganten Schuh von weißem Atlas gefangen gehalten, ragte zur Hälfte unter den sorgsamen Falten ihres Rockes hervor.

Sie blieb einen Augenblick unbeweglich vor Olivier stehen, bereit zu sprechen, doch wollte sie, wie die antike Venus, »zuerst noch angesehen werden.«

Der junge Mann fühlte in seiner Verblendung seinen

Groll zerfließen, wie Morgendunst im Feuer der Julisonne, und als ihm Fernanda ihre zarte Hand mit den kleinen Grübchen reichte, führte er sie gierig an seine Lippen.

Wenn die Mystification wirklich war, so konnte er wenigstens nicht umbin zu gestehen, daß sie in eine Form unwiderstehlicher Verführungskunst gekleidet war.

XIX.

Eine große Komödiantin.

»Verwundern Sie sich nicht, Herr Vicomte, mich in einem Ballcostume zu sehen,« sagte das bezaubernde Wesen, während es Olivier einen Platz neben sich anwies. »Ich hatte diesen Abend ich weiß nicht was für eine närrische Lust und konnte dieser Laune nicht widerstehen. Dann vollbringt man oft ganze Stunden vor seinem Spiegel wegen des einzigen Vergnügens, Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln und gleichgiltige Männer zu verführen! Läßt es sich nicht hundertmal leichter entschuldigen, wenn man ein bischen Zeit der Coketterie opfert, um einem Freunde zu gefallen?«

Olivier verbeugte sich, ohne zu antworten.

Er fühlte es, daß er, wenn er spräche, nicht Herr seiner Gemüthsbewegung wäre, und er bemühte sich, aber vergebens, seinen ersterbenden Zorn wieder zu beleben.

»Was haben Sie denn, mein Freund?« fragte die Zauberin mit einer vollkommen gespielten Naivität.

»Ich habe nichts, Madame; ich fühle mich sehr glücklich, daß ich bei Ihnen bin, das ist Alles . . .«

»Nun, so hat dieses Glück einen ziemlich düstern Ausdruck! . . .«

»Hat man Kraft genug, seltsame Empfindungen zu beherrschen, die sich oft ohne scheinbaren Beweggrund des Herzens bemächtigen?«

»Sie haben Recht. Ich muß Ihnen sogar gestehen, daß mir Ihre Trübseligkeit Vergnügen macht, denn sie beweiset mir, daß es zwischen uns geheime Sympathien gibt. Auch ich bin ein wenig traurig . . . Ich kenne zwar den Grund davon . . .«

»Und ist auch dieser Grund ein Geheimniß?«

»Beinahe . . .«

»Nun, so dringe ich nicht darauf.«

»Daran thun Sie wohl, denn wenn ich vor Ihnen erröthen müßte, wäre es mir eine Todespein.«

»O, diese Todespein wäre nicht sehr grausam,« antwortete Olivier mit etwas Ironie, »denn Ihre Larve würde die Röthe verbergen.«

»Sie wäre nichtsdestoweniger vorhanden.«

»In welcher Hinsicht aber, Madame, könnten Sie vor mir erröthen?«

Auf diese Frage des Vicomte trat ein Schweigen ein.

»Fragen Sie mich nicht darum; ja doch, fragen Sie mich darum!« rief Fernanda in fieberhafter Bewegung aufstehend. »Fragen Sie mich darum, Olivier! Verlangen Sie, daß ich Ihnen Alles sage, denn so könnte ich nicht zu leben fortfahren! Sie sind gut, Sie sind rechtlich, Sie lieben mich und ich schäme mich, Sie länger zu täuschen!«

»Mich täuschen!« murmelte Olivier zitternd.

»Ja, ich täusche Sie! Ja, ich spiele Ihnen gegenüber eine sträfliche Komödie! aber machen Sie mir keinen Vorwurf! drücken Sie mich nicht darnieder, ich bin grausam genug bestraft!«

»Ich bitte, reden Sie, sagen Sie mir Alles!« rief der Vicomte lebhaft und ergriff die Hand der Sünderin. »Sie wissen gar nicht, welchen Werth Ihre Worte für mein armes, gebrochenes und unglückliches Herz haben! Reden Sie, ich bitte Sie darum auf den Knien! Sie haben mich getäuscht, sagen Sie? Wie? Worin? antworten Sie mir in des Himmels Namen!«

»O mein Gott! mein Gott! wie soll ich's ihm gestehen!« stammelte Fernanda, als ob sie mit sich selber spräche.

»Indem Sie mir die Wahrheit sagen, nichts als die Wahrheit! der Zweifel foltert mir den Kopf und zerreißt mir das Herz, denn ich liebe Sie, und es wäre grausam von Ihnen, wenn Sie sich mit meiner Liebe spielten.«

»Sie lieben mich, Olivier? Sie lieben mich? Ist denn das wirklich wahr?«

»O, ich schwöre es Ihnen!« rief der junge Mann mit einem so energischen Nachdruck und einem solchen Tone der Aufrichtigkeit, daß man unmöglich einen Zweifel in seine Worte setzen konnte.

Der Vicomte fühlte in diesem Momente sein Herz freudiger im Busen schlagen. Er klagte sich an, und man klagte sich vor ihm an.

Diese Frau war also keine Komödiantin, wie er vermuthete; sie war eine reine, edle Seele, denn sie vermochte

nicht länger die Rolle der Lüge zu spielen, welche sie anfangs angenommen und da sie nun, ohne gezwungen zu seyn, die volle Wahrheit eingestehen wollte.

»Sie lieben mich!« wiederholte Fernanda, während sie die Hände des Vicomte leidenschaftlich drückte. »Nun denn, auch ich liebe Sie, und das ist meine Entschuldigung.«

»Sind also die Worte, welche schon einmal an mein Ohr gedrungen sind, nicht das Resultat einer kostbaren Illusion gewesen? Ist es also wahr? — Theure Carmen! Sie lieben mich und Sie zittern doch bei dem Gedanken, mir das Geheimniß Ihres Benehmens anzuvertrauen? O, reden Sie ohne Scheu! Welchen Fehler könnten Sie denn begangen haben, den ein solches Bekenntniß nicht auslöschen müßte!«

»Sie würden mir also verzeihen, selbst wenn ich nicht jene Frau wäre, die Sie in mir zu sehen glaubten?«

»Sie sind die Frau, welche ich liebe! Sie sind die Geliebte, die Herrin meiner Seele, meines Lebens. Was sprechen Sie denn von Verzeihung!«

»Nun denn!«

»Nun?«

»Hören Sie mich, mein Freund! hören Sie mich, und wenn Sie mich vernommen haben, so widerrufen Sie nicht, was Sie sagten; ja, wenn Sie mir diese Maske herabgerissen haben, welche Ihnen meine Züge verbirgt, so wiederholen Sie noch einmal jene entzückenden Worte; oh, ich beschwöre Sie, denn ich werde die stolzeste und glücklichste aller Frauen seyn!«

Olivier gab keine Antwort, sondern setzte sich auf ein Kissen zu den Füßen der großen Komödiantin, seine Hände in den ihrigen, seine Blicke in die ihrigen versenkt und wartete.

Fernanda schien sich einen Augenblick zu sammeln, um ihre Gemüthsbewegung zu beruhigen, dann begann sie wieder:

»Als Sie vor vier Monden in Paris ankamen, waren Sie verwundet, Herr Vicomte, verwundet und sehr leidend. Zu jener Zeit gingen Sie wenig aus und ich hatte nur zweimal Gelegenheit, Sie in den Champs-Elysées zu sehen. Ich weiß es nicht, welcher Drang mich nöthigte, mich mit Ihnen zu beschäftigen, ich zog ohne Ihr Wissen Erkundigungen ein über den jungen Mann, dessen blasses Antlitz meine Blicke so lebhaft angezogen haben. Ich gestehe Ihnen: ohne zu wissen, wer Sie seyn könnten, fürchtete ich, in meinem Herzen eine traurige Leidenschaft entstehen zu lassen und ich hoffte über Sie solche Aufschlüsse zu erlangen, welche den bizarren Eindruck, der mich beherrschte, zerstören würden. Ja, ich hoffte zu erfahren, daß Sie ein Spieler, ein Schwelger, ein Lebemann sind, wie so viele Andere, die sich mit diesem Titel schmücken, kurz, ich hoffte Sie einer Neigung unwürdig zu finden. Ich irrte mich. Was ich erfuhr, vermehrte nur das Uebel, weit entfernt, ihm zu steuern . . .«

»Madame!« unterbrach sie Olivier.

»Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Vicomte. Ich sage Ihnen die lautere Wahrheit. Seit diesem Momente habe ich Sie einige Tage lang nicht gesehen. Jedoch mein Entschluß, die Spazirgänge zu vermeiden, auf denen ich Ihnen begegnen könnte, vermochte gegen den Drang meines Herzens nicht

anzukämpfen. Ich sah Sie wieder. Ich verfolgte jeden Tag aufmerksam in Ihrem Gesichte die Fortschritte der Genesung. Endlich erschienen Sie zu Pferde. Was soll ich Ihnen sagen? Ich gewöhnte mich unvermerkt an das Glück, Ihnen zu begegnen; Sie ritten sorglos an meinem Wagen vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen und waren doch der einzige Gegenstand all meiner Gedanken . . .«

»Ha doch!« rief Olivier, »ich kam bei Ihnen vorbei, ohne Sie zu sehen, ohne Sie zu bemerken, ohne Sie zu lieben! Nein, das ist unmöglich! Sie haben sich also vor meinen Augen verborgen?«

»Vielleicht! Ich muß indeß, um gerecht zu seyn, eingestehen, daß Sie ein paarmal Ihr Pferd herumgeworfen haben, um mir beim Wenden einen Blick zuzuwerfen . . .«

»Sie sehen also . . .«

»Ja wohl, aber wenn Sie mich damals angesprochen hätten, würde ich Sie nicht angehört haben, so gut als ich meine Blicke abwandte, um nicht den Ihrigen zu begegnen.«

»Warum? aber warum denn?«

»Sie werden es sogleich erfahren, ach!«

»O, fahren Sie fort, ich bitte Sie.«

»Eines Tages — und dieser Moment wird mir im Geiste stets gegenwärtig bleiben — eines Tages stellte uns der Zufall in demselben Salon einander gegenüber, wir tanzten miteinander!«

»Miteinander! aber wo denn?«

»Ich werde es Ihnen sogleich sagen. Mein Geheimniß stand schon auf dem Punkte, mir zu entschlüpfen. Meine Un-

ruhe erlaubte es mir kaum, Ihnen zu antworten, während Sie, kalt und antheillos, gar nichts bemerkten. Leider war das nicht bei allen Anwesenden der Fall. Ein Mann, der mich seit lange schon mit seiner Liebe verfolgt hatte, ein Mann, dessen unruhiges und argwöhnisches Auge nicht von mir wich, errieth gar bald, was in meiner Seele vorging. Als ich Sie verließ und nach meinem Platze zurückkehrte, trat er zu mir. »Sie lieben den Vicomte von Pont-Aven!« sprach er zu mir. Ich blieb stumm. »Sie lieben ihn,« fuhr er fort, »und alsbald wird er Ihre Liebe merken, die Sie ihm selber kundgeben; allein bedenken Sie, wenn das geschieht, so wird ihn das, was ich ihm sagen werde, von Ihnen entfernen, oder ich werde ihn tödten, wenn er ungläubig bleibt. Jetzt handeln Sie nach Ihrem Gutdünken.«

»Wer war dieser Mann?« rief Olivier.

»Derselbe, von dem ich Ihnen schon gesagt habe.«

»O, diesmal werden Sie mir seinen Namen nennen! Sie müssen, ich will es!«

»Lassen Sie mich fortfahren.«

Die junge Frau beobachtete einige Augenblicke Stillschweigen, während sie mit der kleinen Hand die Haare Oliviers streichelte, dessen Kopf beinahe auf ihren Knien ruhte, dann begann sie wieder:

»Diese Worte vernichteten mich. Ich senkte den Kopf und entfloh, fest entschlossen, Sie nie wiederzusehen. Ach! konnte ich das? Auf die Gefahr hin, den Wetterstrahl auf unsere Häupter herabzuziehen, suchte ich ein Mittel, mit Ihnen fern von aller Gesellschaft auf geheimnißvolle Weise zusammenzukommen und ohne Ihnen eine Meinung von mir beizubringen, welche Sie berechtigte, mich für leichtfertig zu

halten. Mittlerweile ist mir die Geschichte von Ihren zwei Dominos zu Ohren gekommen. Oh! dachte ich, warum bin ich nicht an der Stelle einer jener zwei Frauen! Plötzlich kam mir eine Idee. Ich beschloß, diesen ganz zufälligen Umstand zu nützen und indem ich zu einem gewöhnlichen, aber stets unfehlbaren Mittel meine Zuflucht nahm, bestach ich einen Ihrer Bedienten, daß er den Brief, welchen Sie erhalten haben, entwende und mir anvertraue.«

»Ein Bedienter? ohne Zweifel Baptist?« fragte Olivier.

»Werden Sie ihn also fortjagen? Ohne ihn wären Sie nicht hier.«

»O, Sie haben Recht, sein Fehltritt macht mich nur zu glücklich!«

»Ich studirte die Handschrift,« fuhr Fernanda fort, »ich übertrug sie und versuchte es am folgenden Tage schon, Sie zu täuschen. Alle Schriften der Frauen gleichen einander, ich erreichte mit Leichtigkeit mein Ziel. Anfangs wollte ich, daß sich Alles auf das geheimnißvolle Vergnügen einer Correspondenz beschränke, hierauf sagte ich zu mir, daß ich Sie gut maskirt und in einem unbekannten Hause ohne Gefahr sehen könnte. Ich erlag der Versuchung. Ich empfing Sie vor acht Tagen in diesem Pavillon, dann gestern, dann heute . . .«

»Und jetzt alle Tage, nicht wahr?«

»Das ist erwünscht.«

»Ach ja, erwünscht, sehr erwünscht! ich gestehe es, denn ich möchte Sie nicht mehr verlassen.«

»Sie sind da so zu sagen der Herr.«

»Was sagen Sie?«

»Ich sage, daß Sie erst die Hälfte meines Bekenntnisses gehört haben und daß ich es vollenden muß. Olivier, Sie verzeihen mir, nicht wahr, daß ich eine List angewendet habe, um Sie an mich zu ziehen. Sagen Sie doch, daß Sie mir verzeihen.«

»Ich liebe Sie, Carmen, ich liebe Sie. Das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen geben kann. Ist nicht Liebe die Verzeihung . . .«

»Ja. Sie lieben mich und doch habe ich Ihnen die Worte des Mannes wiederholt, der mir verboten hat, Ihnen meine Liebe bekannt zu geben, und Sie wissen, daß dieser Mann geschworen hat, er werde Sie zu zwingen wissen, mir zu entsagen.«

»Niemals!«

»Wenn er Ihnen aber sagte, daß Sie mich verachten sollten?«

»Das wäre eine schändliche Verleumdung, die er mir sehr theuer bezahlen müßte.«

»Wenn es aber keine Verleumdung wäre?«

»Was sagen Sie? doch das ist unmöglich!«

»Nehmen Sie aber doch an, daß dieser Mann die Wahrheit sagt . . .«

»Nein, nein, das kann ich nicht. Quälen Sie mich nicht so.«

»Antworten Sie, Olivier; antworten Sie, mein Freund.«

»Sie wollen es?«

»Ich bitte Sie darum.«

»Nun denn,« rief der junge Mann, indem er auf-

stand, »hat dieser Mann nicht gelogen, so würde ich ihm antworten: Was Sie da sagen, mag wahr seyn, doch ist es das Werk eines Feigen, Koth in das Antlitz einer Frau zu werfen, und wenn sie auch noch so schuldig ist, so erhebt sie ihre Liebe wieder, wenn sie wahrhaft liebt. Ihnen, Madame, würde ich die Hand reichen und sprechen: Stützen Sie sich auf den Arm, welchen ich Ihnen biete. Sie lieben mich und auch ich liebe Sie. Ich vergebe Ihnen Ihre Vergangenheit und Jedermann muß Ihnen vergeben, wie ich es thue. Ich achte Sie und werde Jeden, der sich Ihnen nähert, zwingen, Sie gleichfalls zu achten. Wiegt die Jungfräulichkeit der Seele nicht die des Körpers auf? Ist eine tiefe, reine Liebe nicht ein Feuer, welches alle Makel aufzehrt? Kommen Sie und seyen Sie ohne Furcht! Sie stehen unter der Aegyde meiner Ehre. Richten Sie den Kopf empor, denn Niemand hat künftig das Recht, ihn niederzubeugen.«

Unter diesen Worten verherrlichte eine edle Glut Oliviers Aeußeres.

Ein Lichtkranz edler Leidenschaft umstrahlte seine Stirne.

Auch Fernanda war ungeachtet des Gleichmuths ihrer Seele wunderbar tief gerührt und ergriffen von diesem so mächtigen Charakter, der so hochherzig zu verzeihen wußte, und sie antwortete mit wirklicher Innigkeit der Empfindung:

»Ha! das würden Sie antworten? Sie würden wirklich so handeln?«

»Ich bin bereit, Madame, das vor der ganzen Welt zu thun, wenn Sie mich lieben, wie ich Sie liebe.«

»O ja, ich liebe Sie!« murmelte die Sünderin und schmiegte sich an den zärtlichen Arm des Vicomte, der sie glühend an seine Brust drückte. »O ja, ich liebe Sie, obwohl ich Ihrer unwürdig bin.«

»Sagen Sie das nicht, wiederholen Sie es nicht, ich bitte Sie.«

»Im Gegentheil, ich muß es sagen, ach! ich muß es wiederholen,« erwiederte die junge Frau und wich etwas zurück. »Ich muß es sagen, Olivier, aber wenn mir Gott die Kraft gibt, mich anzuklagen, so verleiht er mir auch das Recht, mich zu vertheidigen. Wissen Sie also, daß ich, wenn ich in den Abgrund gestürzt bin, wohin vor mir so viele Andere gefallen sind, ja, wenn ich heute eine verlorne und schmachwürdige Frau bin, die Schuld davon und die Schande auf denjenigen werfen kann, der meine Jugend und Unerfahrenheit mißbrauchte und mich auf diesen verhängnißvollen und schlüpfrigen Weg geschleudert hat, auf dem ich nicht anhalten konnte; auf den Mann, der mit meinen Thränen, meinen Schmerzen gespielt und mich, das arme, junge, unschuldige Mädchen, in die häßliche Gesellschaft der Courtisanen geworfen hat; auf den Mann, der es auf mein Verderben abgesehen, weil ich, Frau geworden, diese schnöde Liebe zurückwies, in welcher er mich abermals zur Sünde verleiten wollte, aus Furcht, daß mich eine reine, aufrichtige Leidenschaft dem Abgrund entreißen möchte; auf den Mann, der mich abhalten wollte, Sie zu lieben, Olivier, und von Ihnen geliebt zu werden!«

»Doch wie heißt dieser Mann? wie ist sein Name?« fragte der Vicomte mit Ungestüm.

»Ah, was liegt mir jetzt an diesem Manne, da Du

mich liebst?« fuhr die Zauberin fort und schlang ihre schönen Arme um die Schultern des Seemannes, während sie die brennenden Lippen, welche die ihrigen suchten, nur schwach zurückdrängte. »Ja, Du liebst mich, nicht wahr? Ich vergesse Alles, was ich erlitten habe, Alles, was man mir angethan.«

»Aber ich vergesse es nicht, ich kann es nicht vergessen, Madame, ich muß den Namen dieses Mannes wissen.«

»Ich bitte Sie inständig, fragen Sie mich nicht darum.«

»O, ich will ihn wissen ... ich werde ihn erfahren.«

»Olivier, ich bitte, wenn Sie mich lieben ...«

»Wenn Sie mich Ihrerseits lieben, werden Sie mir diesen Namen nicht länger verhehlen. Was, wollen Sie denn, daß ich jede Minute, jede Secunde daran denken soll, es gebe einen Menschen, vor dem Sie zittern, da Sie doch meine Gebieterin, mein vielgeliebter Engel sind? Welch ein Mensch vermag es in seinem schändlichen Zorne, daß diese Stirne erblasse, die sich an meine Lippen drückt, wer kann diejenige beleidigen, die in Zukunft mir gehört! Dieser Gedanke wäre mir eine ewige Todesqual, eine unerträgliche Folter! Ehe ich das zuließe, wollte ich Sie lieber nie mehr sehen und nie gesehen haben!«

»Nun denn ...«

»Reden Sie, nennen Sie diesen Namen.«

»Sie wollen es?«

»Ich verlange es, denn wenn Sie ihn mir länger verschweigen, so werde ich glauben, daß Sie den, der ihn trägt, noch immer lieben.«

»O!« rief Fernanda mit einem wunderbar erkünstelten Schauder. Dann verbarg sie, wie im Kampfe zermalmt, ihren reizenden Kopf an der Brust des Vicomte und murmelte mit tiefer, stotternder Stimme:

»Es ist der Graf Maximus von Santeuil!«

»Der Graf von Santeuil!« rief Olivier unwillkürlich zurückschaudernd, so wenig war er gewärtig, diesen Namen mit einer Beschuldigung von Schmach und Niederträchtigkeit aussprechen zu hören.

Fernanda wußte es recht gut, welche tiefe Achtung der junge Mann für Maximus empfand und sie erkannte in diesem Augenblick die Schwierigkeit ihrer Lage. Allein der Kampf hatte begonnen, es galt zu siegen oder auf den Sieg für immer Verzicht zu leisten, denn diese Nacht sollte entweder die letzte Zusammenkunft mit Olivier oder die erste der Sclaverei des Vicomte seyn.

Sie raffte somit ihre Kräfte zusammen, um den Kampf fortzusetzen und möglicher Weise einen entschiedenen Vortheil zu erlangen.

Uebrigens hatte sie hiebei zwei mächtige Hilfskräfte: Oliviers Liebe und ihre eigene Schönheit!

»Sie zweifeln, nicht wahr?« begann sie nach kurzem Stillschweigen wieder. »Sie denken, daß ich verleumde?«

»Nein; allein man sagte, der Herr von Santeuil stehe im besten Rufe der Rechtlichkeit, des Muthes und der Ehre!«

»Ah, Sie sehen wohl, daß Sie mir nicht glauben.«

»Ich hoffe nur, das gestehe ich, daß Sie sich selber täuschen, wenn Sie Maximus anklagen.«

»Ich täusche mich, sagen Sie? Nun denn, so hören Sie mich, ja, hören Sie mich aufs Neue an, und erfahren Sie Alles, weil es seyn muß! Vor acht Jahren — wo ich noch kaum fünfzehn alt war — wohnte ich bei einer alten Verwandten in einem kleinen Dorfe bei Tours. Wir lebten Beide ohne Vermögen, indeß auch ohne Noth und Elend; sie war glücklich, mich unter ihren Augen heranwachsen zu sehen, ich unbekümmert um die Zukunft, glücklich in der Gegenwart und entzückt über den Gesang der Vögel und den Wohlgeruch der Blumen. Eines Tages — und mein Unglück begann von diesem Tage an — klopfte ein junger Mann an die Thüre unsers kleinen Hauses. Es war ein Jäger, der sich verirrt hatte, und Hunger und Ermüdung zeigte. Auf Befehl meiner Tante beeilte ich mich, ihm einen Theil unsers Mundvorraths zu geben. Er aß frohmüthig und blickte mich mit einer Aufmerksamkeit an, welche mich erröthen machte. Als er uns mit der ausnehmendsten Artigkeit für unsere Gastfreundschaft dankte, nannte er sich, und erbat sich von meiner Tante die Erlaubniß, uns zu besuchen, wenn ihn die Jagd nach der Richtung unserer Wohnung führte. Dieser junge Mann war der Graf von Santeuil, der Neffe des Herrn von Senneville, eines reichen Gutsbesitzers der Umgebung. Meine Tante glaubte ihm dieses Recht des Besuches nicht verweigern zu sollen, das sie als eine ganz einfache Sache der Convenienz betrachtete. Ach! ich war damals weit entfernt zu errathen, welches Unheil mir das Erscheinen dieses Mannes für die Zukunft bringen würde, und doch schnürte sich mein Herz krampfhaft zusammen, als ich hörte, wie ihm meine Tante zur Antwort gab, daß er stets willkommen wäre.«

*

Fernanda fuhr mit dem Sacktuch zu den Augen, als wollte sie die nicht vorhandenen Thränen trocknen.

»Fahren Sie fort, o fahren Sie fort,« murmelte Olivier, indem er sie bei der Hand nahm.

»Einige Tage darnach ließ er sich wiedersehen,« sagte die junge Frau, »und von diesem Momente an wurden seine Besuche immer häufiger. Er fuhr fort, seine glühenden Blicke auf mich zu heften, die mich bis in den Grund der Seele verwirrten, doch sprach er selten mit mir ein Wort. Eines Abends jedoch, wo meine Tante erschöpft in ihrem Zimmer ruhte, arbeitete ich ganz allein in einem kleinen Gemach des Erdgeschoßes. Der Graf von Santeuil trat sachte ein. Eine Magd, von ihm bestochen, hatte ihn ohne mein Wissen hereingeführt. Herr von Santeuil trat zu mir, ein Schrei der Ueberraschung entfuhr meinen Lippen. Herr von Santeuil nahm mich bei der Hand und fing an von Liebe mit mir zu sprechen. Stumm vor Erstaunen und besorgt, meine Tante zu beunruhigen, hörte ich ihn an, ohne zu antworten. Er nahm mein Schweigen für ein Geständniß und wollte mich an sich ziehen. Da kehrte alle meine Energie zurück. Ich stieß ihn mit Unwillen hinweg und entfloh in meine Kammer. Am folgenden Tage kam er wieder. Ich drohte ihm, Alles meiner einzigen Beschützerin zu erzählen und er wagte es acht Tage lang nicht mehr zu kommen. Ich dachte schon, daß er für immer fortgegangen sey, als er sich wieder unter denselben Umständen, wie das erste Mal, bei mir einfand. O, diesmal nahm ich keinen Anstand mehr und rief meine Tante zu Hilfe. Die arme Frau eilte herbei und jagte den Grafen von Santeuil auf schimpfliche Weise fort. Wir hörten einen Monat lang nichts mehr von ihm. Der Schrecken, den er mir

eingeflößt, verschwand allmälig in meiner Seele zugleich mit der Erinnerung an ihn und ich war wieder frohmüthig, kehrte wieder zurück zu meinen Vögeln und meinen Blumen. Meine Tante wurde krank, ich pflegte sie mit aller Sorge. In einer Nacht, wo ich wachte, fühlte ich etwas Hunger, und verlangte von der Magd, daß sie mir ein frugales Mahl bringe. Ach! Herr von Santeuil hatte alles vorbereitet, um seine schändlichen Plane auszuführen. Er barg sich im Hinterhalt, und kaum hatte ich meine Lippen mit dem Weine befeuchtet, den man mir brachte, so fühlte ich, daß sich meiner ein unbezwingbarer Schlaf bemächtige . . .«

»Ein narcotisches Mittel!« rief Olivier. »Ha, der Elende!«

»Sie haben es errathen! Ich kämpfte anfangs dagegen und glaubte, in der freien Luft würde sich meine Betäubung verlieren, wornach ich mich bis zur Gartenthüre schleppte. Kaum erreichte ich die Schwelle, als ich ohnmächtig niederfiel und wie in einem peinlichen Traume empfand, daß sich eine Hand der meinigen bemächtigte, zwei Arme mich aufhoben und ein Mann mich schnell gegen die Loire forttrug. Am folgenden Morgen erwachte ich in Paris, in den Armen des Herrn von Santeuil. Ich war entehrt, ich war verloren für immer.«

»O, das ist schrecklich!« rief der Vicomte, mit fieberhafter Bewegung aufstehend.

»Ich schrie — ich flehte — ich weinte; Herr von Santeuil suchte mich zu beschwichtigen und schwor mir, daß er mich immer lieben würde. Ich wollte ihn nicht anhören. Da bemächtigte sich meiner ein schreckliches Fieber, das Resultat des narcotischen Trankes und meiner Gemüthsbewe-

gungen. Das Delirium verdunkelte meine Vernunft und ich schwebte einen Monat lang zwischen Leben und Tod. Als ich wieder genas und zu Kräften kam, schrieb ich in aller Eile nach Touraine. Ich erhielt sogleich eine Antwort. Meine arme Tante, welche glaubte, daß ich sie freiwillig verlassen habe, starb, indem sie mir fluchte und das Wenige, was sie besaß, den Armen des Landes hinterließ. Ich stand also allein da, ohne Hilfsquellen, ohne Stütze, im Brote des Grafen von Santeuil. Was soll ich Ihnen sagen, Olivier? ich suchte zu entfliehen und es gelang mir; leider machte ich schlechte Bekanntschaften, die mich vielmehr zurückwarfen in den Abgrund, aus dem ich steigen wollte . . . Seit diesem Momente war mein Leben nichts als eine lange Reihe von Scandalen, worin ich die Vergessenheit suchte, welche ich nicht finden konnte. Mein Herz blieb gleichmüthig und kalt bis zu dem Tage, wo ich Ihnen begegnete. Es war mir damals, wenn ich Sie liebte, als ob sich endlich Gott meiner erbarmt hätte und als ob er mir in meinen Leiden diese Liebe als Unterpfand seiner Vergebung schickte. Ach, Gott konnte nicht erbarmungsvoller handeln, weil er mir verliehen hat, die Worte zu hören, welche Sie eben gesprochen haben!«

»Und die ich wiederhole, Theure! Vielgeliebte!« rief der Vicomte. »Ja, meine Liebe wird Sie alles das vergessen machen, was Sie erlitten haben! Sie lieben mich! Es gibt für Sie nichts mehr hienieden, als Glück! Aber hat denn dieser Santeuil fortgefahren, Sie zu verfolgen?«

»Als ich aus seinem Hause verschwunden war, bot er alles auf, mich zurückzuholen. Ich vermochte mich indeß einige Monate hindurch in Deutschland zu verbergen. Als er dann ohne Zweifel glaubte, daß ich für ihn auf immer ver-

loren sey, reiste er selber fort und blieb sechs Jahre lang abwesend. Eines Tages, es war vor zwei Monaten, befand ich mich auf einmal im Angesichte meines Verfolgers. Bei seinem Anblicke fühlte ich eine eisige Kälte bis in mein Herz dringen, denn dieser Mensch war der böse Engel, der sich zwischen Sie und die Liebe stellte, welche Sie mir bereits eingeflößt haben. Die Behelligungen von Maximus begannen aufs Neue. Ich war jedoch nicht mehr das schwache, junge Mädchen, das sich so leicht schrecken ließ. Ich ließ ihm meine Thüre verschließen. Er fand indeß Mittel, mich wieder zu sehen und ich sagte Ihnen schon, daß er meine entglimmende Leidenschaft errieth und mir verbot, sie Ihnen jemals zu gestehen.«

»O, diesen Mann will ich tödten!« rief Olivier mit Wuth.

»Mein Freund, ich will nicht, daß Sie Ihr Leben in Gefahr setzen. Ich verbiete es Ihnen. Hören Sie, Olivier, ich verbiete es Ihnen.«

»Ist alles das wahr, was Sie mir gesagt haben?«

»Ich beschwöre es Ihnen!«

»So schwöre auch ich Ihnen, daß ich Sie rächen werde.«

»Olivier! Olivier! Du liebst mich doch noch, trotz meiner Bekenntnisse?«

»Ob ich Dich liebe! O, bei diesem Kreuze, das mein Vater trug, leiste ich den Schwur, Dich immer zu lieben!!«

»O, Dank! Dank! mein Gott!« rief Fernanda mit dem Ausdruck einer wahnsinnigen Freude »was liegt mir jetzt an meinen ausgestandenen Martern, was liegt mir an der Meinung und Verachtung der Welt! Dieser Liebe ge-

genüber existirt meine Vergangenheit nicht mehr und ich will sie weit von mir werfen mit dieser Larve, welche mein Gesicht beschwert. O, mein Olivier! mein Freund! wiederhole mir aufs Neue, daß Du mich immer lieben wirst und nimm diese Maske weg, welche Dir meine Züge birgt, denn jetzt bin ich dein, jetzt gehöre ich Dir ganz und gar! . . .«

Der junge Mann fuhr mit zitternder Hand nach der Larve von schwarzem Atlas.

Fernanda, die sich mit ihrem dünnen, zarten Leib an den linken Arm des Seemanns schmiegte, ihren schönen Kopf an seinen klopfenden Busen lehnte und ihre Arme um seinen Nacken schlang, schien von der Liebe bezwungen zu seyn.

Oliviers Augen erglänzten vor Glut und Sehnsucht, er neigte sich herab, drückte seine brennenden Lippen auf die der Syrene und nahm ihr dann mit einer raschen Bewegung die Larve hinweg.

Die junge Frau richtete sich empor. Olivier stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

»Fernanda!« stammelte er zurücktretend.

»Ja, Fernanda, welche Dich liebt, wie sie gesagt hat.«

»Fernanda!« wiederholte der Vicomte mit einer Art Erstaunen und konnte seinen Augen nicht trauen.

Olivier wankte unter dem Streiche, der ihn getroffen . . . vielleicht zweifelte er, vielleicht wollte seine Liebe für immer entfliehen.

Fernanda sah ein, daß der entscheidende Augenblick gekommen sey und beschloß, über das Zaudern des Vicomte um jeden Preis zu triumphiren.

Sie machte mit einer unmerklichen Bewegung eine von den Nadeln ihres Kopfputzes los, damit die Fülle ihrer Haare in ihrem ganzen Glanze aufgelöst herniederrolle.

Dann fuhr sie mit ihrem Sacktuch an ihre Augen und schien nahe daran, dem Gewichte ihrer eigenen Gemüthsbewegungen zu erliegen.

Endlich erhob sie ihren Köpf mit Energie, näherte sich dem Vicomte und rief:

»Olivier, begreifst Du mich jetzt? Erräthst Du, warum diese Liebe, welche so lang in meinem Herzen eingeschlossen war, nicht an's Licht treten konnte? warum ich Dich vor zwei Wochen zurückgewiesen habe, als Du mir von einer Leidenschaft sprachst, die Du nicht empfandest? Konnte denn die Geliebte des Barons von Lycenay deine Worte erwiedern? Wäre es denn nicht eine Lästerung auf die reine Liebe gewesen, die Du mir eingeflößt, wenn ich Dich in jenem Hôtel angehört hätte, wo einem Andern das Recht zustand, als Begünstigter davon zu sprechen? Nein! Ich liebe Dich, siehst Du! Ich liebe Dich dergestalt, daß ich deinetwegen Allem entsage! Ich liebe Dich, wie noch kein Weib geliebt hat! Du weisest mich zurück, nicht wahr? Du willst nichts mehr von meiner Liebe wissen? O, wie sehr bestraft mich dieser Augenblick für alle meine Fehltritte! Olivier, diese Maske war meine Rettung! Bereuest Du deine Worte? Macht sich dein Herz Vorwürfe, daß es für mich geschlagen hat? Ach, fluche mir nicht! sieh mich zu deinen Füßen! Vergib mir, Olivier! vergib mir und glaube vor allem, daß ich Dich aus ganzer Seele liebe!«

Und Fernanda, reizend vor Schönheit, Glut und Lei-

denschaft, sank zu Oliviers Füßen in der rührenden Stellung einer knienden Magdalena.

Wer hätte solchen Reizen der Verführung widerstehen können?

Wer hätte nicht, dreißig Jahre alt, in seinem ganzen Wesen gezittert bei der Berührung dieser Schönheit, die sich vor ihm wie ein vom Sturm gebeugtes Schilfrohr krümmte?

Wer wäre endlich kalt und theilnahmlos geblieben und hätte den Muth gehabt, vor der Versuchung zu fliehen?

XX.

Wo bewiesen wird, daß es nur die tugendhaften Leute sind, welche die Morgenröthe gern aufsteigen sehen.

Es schlug die fünfte Morgenstunde auf der Schloßuhr von Saint=Cloud, als Olivier die Bursche im Hotel de la Tête=Noire aufweckte, sein Pferd satteln ließ und sich auf den Rückweg nach Paris begab.

In dem kleinen achteckigen Pavillon befanden sich zwei Frauen.

Die eine von ihnen, in einen weiten Pelz gehüllt, war Fernanda; die andere, Madame Labit, war damit beschäftigt, in einem Camin von rothem Marmor das Feuer anzuschüren.

»Potz Wetter!« sagte die letztere, in einen Lehnstuhl sich werfend, »ich wollte Ihnen nicht glauben, aber jetzt ist kein Zweifel mehr. Dieser kleine Seemann ist wirklich närrisch verliebt. Er hat Ihnen nicht allein keinen Vorwurf gemacht, er hat sogar Alles geglaubt, was Sie ihm sagten. Sapperlot! wissen Sie, daß Sie hätten zum Theater gehen sollen! Sie hätten Rachel und alle Andern ausgestochen. Nun denn, Santeuil hat sich jetzt nur fest zu halten.«

»Ja, meine Rache liegt in guten Händen.«

»Das glaube ich. Sagen Sie doch im Vertrauen, wir können unter uns die Wahrheit reden: Ist es wahr, daß Sie Maximus ehedem geliebt hat?«

»Das ist die buchstäbliche Wahrheit.«

»Das ist ein Glück, wissen Sie; das bringt die Sache ganz allein in Gang und er wird nicht alles das läugnen können, was ihm der Vicomte sagen wird ...«

»Maximus wird nichts läugnen, denn ich habe nichts erdichtet.«

»Nicht möglich! Ist es also wahr, daß Sie ohne ihn vielleicht einen Advocaten oder einen Kaufmann geheirathet hätten?«

»Wahrscheinlich.«

»Und er hat Sie nach zwei Jahren sitzen lassen?«

»Es besteht ein Geheimniß zwischen uns und dieses Geheimniß wird er verschweigen. Er wird sich schlagen, wenn ihn Olivier fordert, doch wird er nicht reden, dafür stehe ich.«

»Was ist denn das für ein Geheimniß?«

»Sie sind doch gar zu neugierig, meine Liebe.«

»Genug, man fragt nicht mehr.«

Auf diese Worte folgte ein Stillschweigen, während dessen Fernanda in eine tiefe Träumerei versunken schien.

»Ha doch, meine Holde!« sagte plötzlich ihre Gefährtin, indem sie aufstand und zu ihr ging, »was haben Sie denn? Sie scheinen ganz verloren ...«

»Ich denke an die Zukunft.«

»Nun, Sie haben da zwei Liebhaber auf den Armen.«

Fernanda zuckte mit den Achseln.

»O, ich weiß, das bringt Sie nicht in Verlegenheit,« fuhr Madame Labit fort. »Aber Sie fürchten vielleicht, daß der kleine Vicomte nachdenke und keinen Streit mit Santeuil anfange?«

»Im Gegentheil!« antwortete lebhaft die Courtisane.

»So fürchten Sie vielleicht, daß, wenn es zum Duell kommt, der Seemann unterliegen werde. Wetter! das ist möglich.«

»Sagen Sie das nicht.«

»Warum denn? Sie kennen das Sprichwort: »Wer nichts wagt, gewinnt nichts!«

»Armer Olivier! wie er mich liebt!« murmelte Fernanda.

»Ei, ei, ei! von dieser Seite weht also der Wind? Nu, das muß man in Acht haben. Sie halten es also mit dem Kleinen?«

»Hören Sie, meine Liebe,« versetzte Fernanda, indem sie aufstand, »ich weiß nicht, was in mir vorgeht, allein ich fürchte, mein Herz pocht!«

»Ah bah! welche Albernheit!«

»Albernheit oder nicht, ich fürchte zu lieben . . .«

»Wetter! das wäre gerade nicht sehr schön von Ihnen. Dieser junge Mann ist nicht reich. Bei zwanzigtausend Franken Einkommen! Er könnte nicht einmal Ihren Pferdestall bestreiten! Es muß indeß bemerkt werden, daß man das Capital wegkapern könnte, und daß dies eben nicht so schwierig wäre, indem dieser kleine Pont-Aven so vernarrt ist.«

»Ich möchte von Olivier kein Geschenk von zehn Louisd'or annehmen . . .«

»Ah, meine Arme, mein schön Liebchen! was erzählen Sie mir da? Sie wollen sich auf einen schlimmen Weg begeben. Seyen Sie auf der Hut!«

»Bin ich nicht reich? Und wenn mich der Vicomte liebte, um die Vergangenheit zu vergessen, wie er sagt, um . . .«

»Um Sie zu heirathen? So ist's, das ist die Sache! Alle Mädchen haben jetzt diese Manie. Aber sagen Sie doch, wenn Sie diesen Kleinen lieben, wenn Sie ihn zu Ihrem Manne machen wollen vor einem Maire mit der ceremoniellen Binde, so thun Sie vielleicht Unrecht, ihn mit Santeuil zu verwickeln.«

»Das muß geschehen. So lange Maximus lebt, ist die Verwirklichung eines solchen Projectes unmöglich. Olivier wird Maximus tödten! Mir sagt das eine Ahnung und dann . . .«

»Dann? dann wird der Bannfluch veröffentlicht! Das wäre eine artige Lösung, obwohl ich noch eine angenehmere kenne.«

»Welche?«

»Wetter! das weiß man nicht! Nehmen Sie an, die Frau des Barons ginge mit Tod ab. Sie hinterließe ihm ein hübsches Sümmchen, so etwas wie fünfzigtausend Thaler Renten in guten Ländereien. Es wäre wohl ein Kind da, doch scheint es gar zart zu seyn. Wäre nun Lycenay Witwer, verliebt und schwachsinnig, wie er ist, so gäbe das einen Ehemann, der nicht unter den Kehricht gehörte! Was halten Sie davon?«

»Ich denke, daß sich die Frau von Lycenay wohl befindet . . .«

»Das ist eben das Unglück. Indeß müßte man sehen...«

»Was reden Sie denn da?«

»Nichts, blos eine Idee. Sprechen wir nicht mehr darüber. Hm, Sie wissen wohl, der Zufall ist ein »großer Herr ...«

Fernanda wollte den häßlichen Gedanken der höllischen Creatur nicht begreifen.

»Ich würde Olivier vorziehen,« begann sie nach einer Weile wieder.

»Mich dünkt, der Eine würde dem Andern nicht im Wege stehen,« sagte Madame Labit lachend. »Ha doch! ich denke,« fuhr sie mit verändertem Tone fort, »wenn es Santeuil ausschlüge, zu kämpfen?«

»O, das fürchte ich nicht. Er wird sich schlagen. Vielleicht nur zu gut ...«

»Dann, noch einmal, halten Sie den Seemann ab, mit ihm Streit anzufangen.«

»Ich wiederhole Dir, daß es geschehen muß. Olivier gehört, ob Sieger oder verwundet, ganz und gar mir. Es bleibt mir nichts übrig, als gegen den Grafen d'Ornay zu kämpfen, der wahrscheinlich meine Pläne durchkreuzen wird; dann werden wir aber sehen! Für jetzt wird mich der Vicomte an Maximus rächen, den dieser Schwachkopf Lycenay herauszufordern nicht die Absicht gehabt hat. O, wie sehr würde ein Duell zwischen diesen zwei Männern die Sache vereinfachen! Bertha wäre entehrt und Maximus trüge selber zu dieser Entehrung bei!«

»Ja, das wäre recht schön gewesen,« antwortete Madame Labit, »aber wäre es nicht auch ein Mittel, die Sache auszugleichen?«

»Daran denke ich eben, denn auf diese Weise hätte Olivier nicht nöthig, sich zu schlagen.«

Nachdem Fernanda diese letzten Worte gesprochen hatte, versenkte sie sich wieder in Betrachtungen, welche Madame Labit zu stören nicht für geeignet hielt, denn indem sie sich so nahe als möglich zum Feuer setzte, um die Kälte zu bekämpfen, welche der Tagesanbruch noch empfindlicher machte, schloß sie behaglich ihre Augenlider und versank auch bald in einen so ruhigen Schlaf, als ob ihr Gewissen ruhig oder stumm gewesen wäre.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden erwachte sie wieder.

Fernanda hatte den Platz und die Haltung nicht verändert, es schwebte ein leichtes Lächeln um ihre Lippen.

»Ich glaube gefunden zu haben, was ich suchte,« murmelte sie. »Nun denn, meine Rache wird vollständig seyn und Olivier wird nichts zu fürchten haben.«

»Hören Sie, Fernanda, der Wagen muß schon angekommen seyn,« sagte Madame Labit, indem sie ihre Toilette zurecht machte. »Fahren wir?«

»Sehen Sie, ob Brigitta da ist.«

»Hier bin ich, Madame,« antwortete das Kammermädchen, welches eben eintrat. »Die Pferde warten . . .«

»Gut, kommen Sie, meine Liebe,« versetzte Fernanda, hüllte sich in ihren Pelz und ging, von den zwei Frauen gefolgt, durch den Garten, um zu ihrem Wagen zu gelangen, welcher sie in der Allee von Saint-Cloud erwartete.

Eben so sehr als der Vicomte von Pont-Aven am Tage zuvor sein Pferd antrieb, um Porte-Jaune zu erreichen, ließ er ihm jetzt bei seiner Rückkehr nach Paris die Zügel frei, daß es nach seiner Weise sprengte.

Betrachtungen aller Art tauchten in seinem Geiste auf und wirbelten in seinem Gehirne.

In der That, wenn man sich an die moralische Lage erinnert, in der er sich befand, als er den Salon der Madame Dorcy verließ, an den Zorn, den er beherrschte, als er in Ville-d'Avray ankam, und endlich an das Resultat seines Rendezvous mit der geheimnißvollen Unbekannten, das er sich als Liebhaber der Geliebten des Barons von Lycenay und als Feind des Grafen von Santeuil zum Hauptzwecke gemacht hatte, so wird man ohne Mühe begreifen, daß es der junge Mann nöthig gehabt habe einige Ordnung in seine Ideen zu bringen.

In Gegenwart der Sünderin, unter der Gewalt der Leidenschaft, welche ihm der vorgebliche blaue Domino eingeflößt hatte, eine Beute der Sinnlichkeit, welche die Schönheit der gefährlichen Creatur in ihm aufgeregt hatte, schenkte der Vicomte auch noch ihren Worten einen blinden Glauben.

Fernanda hatte in ihrer höllischen Verderbtheit mit einer wunderbaren Schlauheit gehandelt und Alles vereinigte sich, um die Ueberzeugung des jungen Mannes vollständig zu machen.

Olivier, der sich bisher nur fünf- oder sechsmal in der Gesellschaft der Geliebten des Barons befunden, Olivier,

der ihr eine flüchtige Neigung einzuflößen suchte, in der Hoffnung, dies würde die Angelegenheit mit Maximus fördern, Olivier, sagen wir, hatte zwar in ihr nur eine galante, schöne, verführerische Frau gesehen, doch mußte er sie zu jener Classe von Creaturen zählen, welche ohne Seele und Herz sind, und deren feile Liebe nur im Bereich aller gut gespickten Börsen ist. Das sind die leichtfertigen Danaen der gegenwärtigen Jupiter.

Diesmal befand er sich einer Frau gegenüber, welche erhabene Gefühle mit Adel ausdrückte, welche sich keine Illusionen über ihre gegenwärtige Stellung machte, sondern eine Vergangenheit voll Schmach und Verirrungen bitter zu beklagen schien, und das war die Liebe, welche er dieser Frau eingeflößt und in welcher sie den Koth abschüttelte, der sich bis jetzt an die Flügel des gefallenen Engels geheftet hatte.

Olivier war zu edel und gut, er kannte zu wenig die Welt, er hegte zu viele Illusionen, als daß er die Arglist unter dieser scheinbaren Reue errathen konnte.

Dann fühlte sich seine Eigenliebe höchlich geschmeichelt durch den Gedanken, daß er den Puls dieses Herzens, das so lange todt und eisig war, zum Schlagen gebracht hatte.

Er überredete sich, wie alle Männer, ohne Mühe, daß er geliebt werde, denn was ist die Eitelkeit der Frauen in dieser Hinsicht gegen die absolute und unbegrenzte Beschränktheit des starken Geschlechts?

Auch sah er in Fernanda nicht mehr das ausgehaltene

Mädchen, die Geliebte des Barons, welche Lycenay mit Kaltblütigkeit zu Grunde richtete, nein! er erblickte in ihr ein armes Wesen, von ruchloser Hand hinausgeworfen auf den Weg der Schande, ein junges Mädchen, verderbt durch einen Mann ohne Glauben und ohne Ehre, die ihre Fehltritte mitten im Wirbel von Unterhaltungen zu vergessen suchte, eine Frau endlich, welche er, Olivier, dem Abgrund entreißen konnte, wenn er ihr nur seinen Arm zur Stütze bot.

Ein einziger Gedanke streute bisweilen einen Lichtschein von Zweifel in seine Seele, dieser Gedanke bezog sich auf den Grafen von Santeuil.

Maximus stand bei ihm in so hoher Achtung wegen der edlen Eigenschaften, die den Grafen auszeichneten, daß er sich mit diesem loyalen und wackern Charakter die Schlechtigkeit, deren ihn Fernanda beschuldigte, nicht zusammenreimen konnte.

Dann, war es nicht derselbe Maximus, der Olivier angetrieben hatte, die Eroberung der Courtisane zu versuchen?

Es ist wahr, daß Olivier nicht reussirt hatte, es ist wahr, daß der Graf von Santeuil auf solche Weise vielleicht in der Hoffnung handelte, Lycenay von seiner Geliebten zu entfernen, nicht um Bertha ihren vielgeliebten Gatten wieder zurückzugeben, sondern um ihn von der Frau zu beseitigen, welche er selbst so leidenschaftlich verfolgte.

Endlich hatte ihm Fernanda das häßliche Benehmen von Maximus mitgetheilt.

*

Welches Interesse hatte sie denn bei dieser Handlungsweise, da sie eine Fabel erdichten mußte?

War es nicht der Vicomte, der ihr dieses Geheimniß, das sie nicht verrathen wollte, entrissen hatte?

Sie war so schön diese Frau, sie zeigte sich so liebevoll, daß ein Herz, welches einer solchen Liebe fähig ist, und eine Seele, die ein so vollendeter Körper umhüllt, keine sündhaften Gedanken erzeugen zu können schienen.

Seit dieser beklagenswerthen Folgerung und mit dem festen Entschlusse, von dem Herrn von Santeuil eine Erklärung über dessen Benehmen zu fordern und Fernanda zu rächen, war der junge Seemann in seine Wohnung in der Straße d'Astorg zurückgekehrt.

An der Hausthür traf er den Meister Margat, welcher eben frohen Muthes seine Pfeife rauchte.

»Donner von Brest!« rief der würdige Schiffsquartiermeister, als er den Vicomte bemerkte, »Sie sind da wieder mit voller Ladung herumlavirt, mein Lieutenant! Sie hatten also die ganze Nacht starken Wind, weil Sie erst am Morgen in die Rhede einlaufen?«

»Bist Du etwa bekümmert gewesen?« fragte Olivier, als er vom Pferde stieg, wornach er mit dem Quartiermeister die Treppe hinanging.

»O, sprechen Sie nichts davon! Mir war das Herz zerrissen, da ich Sie nicht sah.«

»Mein alter Matrose!« entgegnete der Vicomte, trat in sein Zimmer und begann seine Toilette. »Du wirst also immer derselbe bleiben? Du wirst Dich also immer mal à propos meinetwegen ängstigen?«

»Donner von Brest! für wen soll ich mich denn sonst ängstigen, mein Lieutenant? Ja, hätten Sie sich noch zwischen vier Bretern auf der See herumgetrieben, würde ich zu mir gesagt haben: »Ei, hab' doch keine Furcht, mein Lieutenant weiß gut zu steuern; wenn Sie aber zu Pferde steigen und Schußwaffen zur Hand nehmen, so setze ich in Sie weniger Zutrauen.«

Margat hatte einen Abscheu vor den Pferden.

»Nun denn, da bin ich wieder,« sagte der Vicomte; »bist Du jetzt zufrieden?«

»Sie sind wieder ein Bischen in dem bewußten Garten gewesen, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Ich vermuthete das, auch bin ich, als Sie in einer Stunde nicht landeten, aufs Lauschen ausgesegelt und steuerte nach der Cabine des Grafen von Santeuil, wie die Wirkung hier zeigt.«

Margat wies eine Karte des Grafen vor, welche er von einem japanischen Becher auf dem Camin genommen hatte

»Du gingst zu Herrn von Santeuil?« fragte Olivier sehr erstaunt.

»Ein wenig.«

»Warum denn?«

»Um Neuigkeiten zu erfahren.«

»Wie doch, Du hast ja gesagt, daß Du mich in Ville-d'Avray vermuthet, und Du holtest Nachrichten ein bei dem Herrn von Santeuil?«

»Das that ich.«

»Nun, erkläre Dich. Ich begreife Dich nicht.«

Und Olivier, den dieser zufällige Umstand sehr befremdete, näherte sich dem Matrosen.

»Ah, Sie wissen es nicht, mein Lieutenant? ich hatte gestern einen Auftritt und vergaß darauf mit Ihnen davon zu sprechen.«

»Welchen Auftritt?«

»Nun denn, gestern, während Sie in jenem Garten waren, und dort eine Ergötzlichkeit hatten, wie ich denke, befand ich mich Bord an Bord mit einer Person, welche da herum streifte.«

»Um den Garten von Porte-Jaune?«

»Und zwar ohne sich zu geniren; sonach erweckte dieser Mensch in mir die Idee, er wolle Ihnen nachstellen, ich rief ihn an und er drehte sich um. Können Sie wohl errathen, wen ich in ihm erkannte?«

»Nu, wer war es?«

»Die gelbe Haut des Dieners des Herrn Maximus; Sie wissen, des Indiers von Pondichery, dessen Satansname mir niemals beifällt.«

»Und bist Du dessen versichert?« fragte Olivier mit Feuer.

»Versichert und gewiß; der Beweis davon ist, daß ich mit ihm sprach, daß er mir Schweigen auferlegen wollte, daß er mich endlich erkannte.«

»Und was machte er dort?«

»Er wollte wissen, wer da im Garten sey, und als ich

ihm sagte, daß Sie in Person darin wären, entgegnete er: »Genug, das reicht mir hin, ich brauche nicht mehr einzutreten.«

»Hast Du nicht gefragt, warum er die Person, die ankam, kennen wolle?«

»Meiner Treue, nein, das war mir gleichgiltig. Er sprach blos zu mir, ich sollte es nicht wieder sagen, daß ich ihn dort gesehen habe; wenn ich es erzählte, so würde es seinem Herrn Leid verursachen, und eine Menge Dummheiten, die ich nicht verstand.«

»Ah,« dachte Olivier, »Fernanda hat wahr gesprochen, dieser Santeuil spionirt. Er liebt sie noch und verfolgt sie. Dieser Mensch ist entschieden ihr böser Geist. Aber wehe ihm, er wird mich auf seinem Wege treffen.«

Dann wandte er sich wieder lebhaft zu Margat und fragte ihn:

»Wo sind die Pistolen, die ich von meinem Vater geerbt habe?«

»Dieselben, welche der Admiral einem englischen Offizier abgenommen hatte, als er auf das Verdeck der »Britania« hinübersprang?«

»Ja.«

»Sie sind da, mein Lieutenant.«

»Nun denn, mein alter Freund, nimm, untersuch' und putze sie, und unterhalte Dich damit, entsprechende Kugeln zu gießen.«

»He! wollen Sie auf das Schießen ausgehen?«

»Vielleicht!« antwortete der junge Mann.

Olivier schickte eine Stunde darauf Baptist zu dem Grafen von Santeuil, um ihn fragen zu lassen, um wie viel Uhr er ihn empfangen könnte.

Maximus ließ ihm antworten: da er den ganzen Tag nicht auszugehen gesonnen sey, so stehe er zur Verfügung des Herrn von Pont=Aven, zu welcher Stunde es ihm gefällig wäre, ihn zu besuchen.

XXI.

Eine originelle Frau.

Der Graf von Santeuil, welcher vor zwei Monden in Paris ankam, wie unsere Leser wissen, bezog alsogleich ein reizendes Hôtel zwischen dem Hof und dem Garten. Dieses Hôtel lag in der Straße des Ecuries-d'Artois im Faubourg Saint-Honoré.

Maximus hatte eine Leidenschaft, die in häuslichem Luxus bestand; er opferte dazu einen Theil seiner Zeit und seiner Ersparnisse — der Ersparnisse die er während seiner langen Reisen gemacht und hatte seine köstliche Junggesellenwohnung aufs geschmackvollste eingerichtet.

Seine Stallungen waren vortrefflich gehalten, und seine Domestiken trugen sich nach dem untadelhaften Costume von Dienstleuten in großen Häusern.

Unter diesen genoß ein Einziger durch besondere Gunst das unbedingte Zutrauen seines Herrn.

Maximus kannte nur zu gut dieses falsche, neidische, heuchlerische, nichtsnutzige, aller guten Eigenschaften entblößte Volk, welches man Lakeyen, Kammerdiener, Kutscher, Grooms u. s. w. nennt, um ihm nicht die volle Verachtung zu zeigen, die es verdient, und insbesondere um jemals auf

seine Ergebenheit zu rechnen, unter was immer für Umständen sich diese Ergebenheit kund geben sollte.

Er bezahlte großherzig, duldete niemals eine Nachläßigkeit im Dienste, vertrug keine Widerrede und verlangte strengen und schweigenden Gehorsam.

So war er denn auch beinahe gut bedient.

Nur Einer von seinen Leuten, sagten wir, genoß sein Vertrauen; das war ein Mann von hohem Wuchs mit großen, schwarzen Augen, gebogenen Brauen, einer verständigen Physiognomie und kupferiger Hautfarbe, so wie man sie nur in einer andern Hemisphäre findet.

Es war der Indier, welchen er den blutigen Krallen des Tiegers entrissen hatte und der sich seit diesem Moment nicht mehr entschließen konnte, seinen heroischen Erretter jemals zu verlassen.

Dieser Mann nannte sich Ahmed-Hadjemi.

Ohne besondere Zutheilung im Hause des Grafen hielt er sich stets außerhalb des Kreises der andern Domestiken, wachte über Alles, ließ nichts angehen, was ihm wenig geeignet für seinen Herrn zu seyn schien, und hatte für ihn die Leidenschaft des Hundes, eine blinde, unveränderliche Leidenschaft, mittelst welcher er allen Gefahren getrotzt und das Unmöglichste geleistet hätte, um ein Lächeln von Maximus, ein einziges Wort der Güte zu verdienen.

Santeuil schätzte diese Anhänglichkeit nach Gebühr und setzte in Ahmed-Hadjemi, wir wiederholen es, ein unbegrenztes Zutrauenn.

Die andern Bedienten, eifersüchtig auf die Gunst, welche der Indier genoß, und verletzt durch die Verachtung, welche

er ihnen schlecht verhehlte, hatten anfangs tückischer Weise eine Reihe böser Streiche in Bereitschaft, welche sie ihm einen nach dem andern zu spielen gedachten.

Zum Unglücke für sie war Ahmed nichts weniger als duldsam.

Seine dürre, magere und nervöse Gestalt verrieth auf den ersten Anblick nicht solch' eine brutale Kraft, welche den Massen so vortrefflich imponirt; allein wenn er auch nicht die Arme und die Gedrungenheit des Meisters Margat hatte, so war er doch behend wie ein Panther, leichtbeweglich wie ein Jaguar und fertig, seinen Feind zu schlagen, wie ein Indier, damit ist Alles gesagt.

Auf die Sarcasmen antwortete er mit Verachtung, bei Beschimpfungen sprühte sein Blick vor Zorn; im Falle der Noth zog er aus seinem Busen einen japanischen Dolch, von dem er sich niemals trennte, und warf sich auf seinen Gegner, den er nach Art der Schlangen umwand und unfehlbar töd-tete, wenn sich Santeuil nicht zuvorkommend selber ins Mit-tel legte.

Nun war der so mißhandelte Domestik ein Stallknecht von kolossaler Gestalt und hatte den wohlverdienten Ruf eines ausgezeichneten Ringers genossen.

Seit dieser kleinen Familienscene wurde Ahmed der Gegenstand der größten Rücksichten und aller Arten von Ergebenheit.

Die bösen Streiche nahmen damit ein Ende, und war auch der Indier verhaßt, so war er doch noch mehr gefürchtet und so errang er sich gewiß die beste Stellung, die sich nur ein Mensch mitten unter seines Gleichen wünschen könnte.

Ferner erklärte der Graf von Santeuil geradezu, und zwar in dem kalten, imponirenden Tone, den er so gut zu treffen wußte, daß diejenigen von seinen Dienstleuten, welche sich mit Ahmed nicht vertragen könnten, wohl daran thäten ihren Abschied zu verlangen, denn er würde eher alles in seinem Hause verändern, als daß er jemals seinem getreuen Diener Unrecht geben wollte.

Der Graf war es nicht gewohnt, dieselbe Sache zweimal zu wiederholen; die Bedienten ließen sich's gesagt und zwar gut gesagt seyn.

An dem Tage, an welchem wir in das Hôtel der Straße des Ecuries=d'Artois eintreten, saß Maximus vor einem prachtvollen Schreibtisch aus Ebenholz nach dem Styl Louis XIII. und beschäftigte sich mit der Classification von Aquarellen, Skizzen, Hand= und Tuschzeichnungen, Erinnerungen aus seinen Wanderungen. Er durchging die auf denselben befindlichen Bemerkungen, die entweder den Namen der darin aufgenommenen Gegenden enthielten, oder ein persönliches Andenken, welches sich daran knüpfte.

Er rauchte aus einer arabischen Pfeife jenen köstlichen Tabak vom Sinai, welchen nur diejenigen kennen, die Palästina und die Ufer des todten Meeres bereist haben.

Er war ungefähr zwei Stunden in diese Arbeit vertieft, während er in Gedanken reiste und noch einmal die Gestade des Ganges und die Seeküsten von Coromandel durchlief, als ihn plötzlich ein bescheidenes Klopfen an die Thüre aus seinen Träumereien riß.

Er rief: »Herein!«

Die Thür ging sogleich halb auf und ein Kammerdiener schwarz gekleidet und weiß gepudert trat geräuschlos in das Bibliothekzimmer.

Er näherte sich Maximus mit einer Verbeugung und reichte ihm eine Platte, von welcher der Graf eine Visitkarte nahm.

»Diese Dame ist hier?« fragte er lebhaft, nachdem er seine Blicke auf die Karte geworfen.

»Ja, Herr Graf, diese Dame wartet im Salon.«

»Saget ihr, daß ich im Augenblicke die Ehre haben werde, sie zu empfangen.«

»Und warum empfangen Sie mich nicht hier?« fragte heitern Tones die Frau von Nerval, deren anmuthige Gestalt an der Thürschwelle erschien.

»Wie viel Güte, Madame, daß Sie so zu mir kommen —« rief Maximus mit freudiger Rührung.

»Ich muß wohl kommen, weil man Sie schon seit zwei Tagen nicht gesehen hat. Und dann will ich frei seyn, man spricht Wunder von Ihrem Hôtel, so daß ich der Neugierde, welche mich verzehrte, nicht widerstehen konnte.«

»Glückselige Neugierde! Ich segne sie aus dem Grunde meines Herzens,« antwortete der Graf und gab seinem Kammerdiener einen Wink, sich zu entfernen. »Erlauben Sie mir aber, daß ich Sie in den Salon führe. Es ist in diesem Zimmer eine Atmosphäre von Tabak, daß ich mich wahrhaft schäme, Sie dieselbe einathmen zu sehen.«

»Meiner Treue, Sie haben Unrecht, dieser Geruch ist sehr angenehm, und wenn ich Sie anders nicht störe, so wünschte ich in diesem Cabinet zu bleiben. Es ist allerliebst.«

Maximus verbeugte sich und bot seiner hübschen Besucherin einen Sitz an. Allein Aurelie durchging zuvörderst mit Neubegier die kleinsten Gegenstände in diesem Gemache, verweilte bei den Bildern, betrachtete die Wappentrophäen, gerieth in Entzücken vor den Schätzen aller Art, welche die Mauern bedeckten und auf den Meubeln lagen und ließ sich von dem Grafen den Gebrauch und den Ursprung der unbekannten Objecte erklären, die ihre Blicke anzogen.

Maximus antwortete mit der Geduld eines Cicerone und der Kenntniß eines Kunstliebhabers auf jegliche Frage, und wußte über jede Rarität ein interessantes Histörchen zu erzählen.

Unsere Leser werden sich ohne Zweifel verwundern, da sie sehen, wie eine junge, hübsche Witwe, die dem höhern Stande angehörte, in solcher Art einen unvermutheten Besuch bei einem Manne macht, der eben so jung und überdies ledig ist.

Dieser Besuch verstößt offenbar gegen alle Gesetze der Eingezogenheit, welche die Gesellschaft den Frauen auferlegt, daher beeilen wir uns, einen solchen Schritt mit einigen Worten zu erklären.

Frau von Nerval war, wie wir wissen, eine sehr geistreiche und lebhafte Witwe, mit einer etwas leichtfertigen Denkungsart, aber vortrefflichen Herzens und tadellos in ihrem Wandel.

Sie war eine ehrbare Frau in der reinsten und schönsten Bedeutung des Wortes.

Ehrbar ohne Sprödigkeit, ohne Anmaßung und ohne auf ihre Ehrbarkeit zu pochen, um weniger Nachsicht gegen

jene ihrer Freundinnen zu haben, denen die Welt einige Fehler zum Vorwurf macht.

Sie war ehrbar, weil es ihr reiner, edler und offener Charakter nie über sich vermocht hätte, irgend Jemanden zu täuschen, weil ihr erhaben fühlendes Herz nie eine ihrer unwürdige Liebe zugelassen hätte, und da sie verwitwet, reich und frei war, so hätte sie dem, der sich mit Erfolg um ihre Liebe beworben, zugleich auch ihre Hand geschenkt.

Noch jung an einen Mann verheirathet, der doppelt so alt war, wie sie, hineingeworfen in eine Welt voll Vergnügungen und Eleganz, eine Welt, die selten so moralisch ist, als sie scheinen möchte, seit ihrem Eintritt in diese Welt umgeben von einer Menge Anbeter, die ihr Geist und ihre Schönheit angezogen, wußte sie alle Complimente und alle dargebrachten Huldigungen so aufzunehmen, daß sie nie im Geringsten von der Linie der strengen Pflicht abwich.

Sie hatte zehn Jahre lang mit ihrem Manne gelebt, ohne daß die Verleumdung ein Mittel fand, sie anzutasten.

Auch hatte der General von Nerval, ein Mann von ausgezeichnetem Geist und Tact, für seine Frau die zarteste Neigung, die höchste Achtung und die aufrichtigste Dankbarkeit ob der edlen Art und Weise, mit der sie seinen Namen zu führen und das Greisenalter des sechzigjährigen Gatten zu respectiren und respectiren zu lassen gewußt hatte.

Witwe, im Genusse eines herrlichen Einkommens, sah sie die Menge ihrer Verehrer und Anbeter sich verdoppeln, allein sie errieth gar wohl, daß die meisten dieser Männer

in ihrer häßlichen Berechnung weniger ihre Person suchten, als die zwei Millionen, die sie als Mitgift brachte.

Von der andern Seite hatte keiner von denjenigen, welche sie aufrichtig und um ihrer selbst willen liebten, die Gabe ihr zu gefallen.

Dem zu Folge hatte sie seit den fünf Jahren, als sie Witwe war, der Reihe nach eine Menge Verliebter und Freier abgewiesen.

Um ihre Existenz mit der eines zweiten Gatten zu vereinigen, wartete sie, bis sie einem Manne begegnete, der würdig ihrer Liebe war und dessen Charakter und Lebensansicht ihr hinlängliche Bürgschaft für ihr künftiges Glück boten.

In Folge ihres untadelhaften Wandels und ihrer stets reinen Absichten entledigte sie sich nach und nach gewisser Fesseln, mit welchen die Gesellschaft in ihrem eifersüchtigen Egoismus die individuelle Freiheit der jungen Frauen, die ohne Stütze eines Mannes sind, zu beschränken Belieben trägt.

Sie lachte oft selbst über das, was sie ihre Excentricitäten nannte, und wenn ihr zufällig eine alte Freundin einmal wohlgemeinte Vorstellungen über diese kleinen Unbesonnenheiten machte, antwortete sie frohmüthig:

»Meine Liebe, wenn die Welt mich tadelt, so ist mir leid an ihrer Statt; will sie mich einklöstern, so thut sie Unrecht, denn ich werde mich nie dazu verstehen. Wenn sie endlich meine Handlungen übel auslegt, so erröthe ich nicht für mich, sondern für sie. Ich rede über Niemanden Böses. Ich bin selbst nachsichtig und verlange nicht einmal das

Gleiche. Man sehe in dem, was ich thue, nichts weiter, als was ich wirklich thue. Kann ich es wirklich nicht dahin bringen, daß man mich auf unparteiische Weise beurtheilt, nun denn, so gehe ich meine Wege fort, das ist Alles!«

Und Madame Nerval fuhr fort, in gewohnter Weise zu handeln, zu kommen, zu gehen und Alles das zu thun, was ihr gut dünkte, ohne sich weder um Andere noch um die öffentliche Meinung zu kümmern.

So nahm denn endlich auch die Welt, welche bisweilen einen gewissen gesunden Sinn hat, die hübsche Witwe so, wie sie es haben wollte, und da sie ihrem fleckenlosen Rufe in keiner Hinsicht mehr nahe zu treten vermochte, so begnügte sie sich, ihr das Epitheton »originell« anzuhängen.

Ferner hatte Aurelie immer die Ehre von sich abgelehnt, eine Dame der Mildthätigkeit oder eine Ballpatronin zu seyn, wenn zum Vortheile der Polen, Ungarn, Spanier, Neapolitaner oder für Alle zusammen Almosen gesammelt oder ein Ball veranstaltet wurde.

Sie erwies das Gute selber, sie hatte ihren Kreis von Armen und nahm nicht das geringste Interesse an den Revolutionsmännern, welchem Lande sie immer angehören mochten.

Und nun hoffen wir nach den vorausgeschickten Erklärungen, daß unsere Leser von der Frau von Nerval keine andere Meinung haben werden, als sie verdient, da sie dieselbe unvermuthet bei dem Grafen von Santeuil eintreten sehen, zumal wenn wir hinzufügen, daß sie zum ersten Mal dahin kam, daß sie den ernsten Charakter von Maximus über den Kreis der Männer seines Alters hinaus versetzte, und daß endlich ihr Zusammenkommen beständig noth=

wendig war, weil sie ein gemeinsames Interesse an dem Schicksale der armen Bertha nahmen.

Santeuil hatte seit zwei Tagen die Frau von Nerval nicht besucht und Aurelie eilte neugierig fort, um Nachrichten einzuholen.

Wir fügen indeß hinzu, daß das Herz der jungen Witwe, welches bisher unangeregt geblieben war, geheime und lebhafte Sympathien für den edlen und schönen Charakter des Grafen empfand.

Ohne daß es Aurelie deutlich errathen hätte, was in ihr vorging, hatte sie ein großes Vergnügen, bei Maximus zu seyn, und da sie in ihrer weiblichen Unerfahrenheit niemals geliebt hatte, so gab sie diese frohe Stimmung recht gerne kund, wenn sich Maximus bei ihr vorstellte.

Herr von Santeuil, der ganz und gar nicht beschränkten Geistes war, bemerkte recht gut die Neigung, welche er der reizenden Frau eingeflößt, eine Neigung, die er vollkommen theilte; allein er setzte diese wechselseitige Empfindung auf Rechnung der Achtung und der Freundschaft, deren sie Eines wie das Andere so würdig waren und insbesondere auf Rechnung ihrer gegenseitigen Aufopferung für die Frau von Lycenay.

Ohne daß sie sich noch mit einer leidenschaftlichen Glut geliebt hätten, herrschte zwischen ihnen ein vages Gefühl, das stärker war als Freundschaft und dessen Existenz sie nicht kannten, während sie doch die Wirkung davon empfanden und darin einen seltsamen Reiz verspürten.

Ein Wort, ein Zufall, das geringste Ereigniß konnte ihnen auf einmal die Wahrheit enthüllen und ihnen einen klaren Blick in ihre Herzen eröffnen.

Trat dieses Ereigniß ein? — Wir wissen es noch nicht.

Ohne das zu analysiren, was in ihnen vorging, beschäftigten sie sich ausschließend mit dem Unglücke Bertha's, und während ihr Edelmuth die Selbstsucht erstickte, welche der menschlichen Natur angeboren ist, concentrirte er ihre Gedanken und Bemühungen auf das Gelingen ihres Planes. Wie wir wissen, hatte dieser Plan zum Ziele, Edgard den rosigen Krallen Fernanda's zu entreißen, um ihn reumüthig zu den Füßen seiner Gemalin zurückzuführen.

Nachdem wir dies zum Verständnisse dessen gesagt haben, was folgen wird, nehmen wir die Conversation wieder auf, wo wir sie unterbrochen hatten.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.